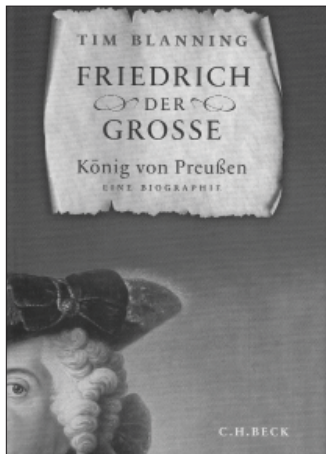


## Rezensionen

### **Tim Blanning: Friedrich der Große. König von Preußen. Eine Biographie. Aus dem Englischen übersetzt von Andreas Nohl, München: C. H. Beck 2018, 718 S., € 34**

König Friedrich II., genannt „der Große“ (1712–1786), der ab 1740 regierte, kann – wie in manch anderer Hinsicht – auch in Bezug auf seine Sexualität als der schillerndste aller preußischen Herrscher gelten. Seine demonstrative Distanz zu Frauen – besonders zu seiner Ehefrau Elisabeth Christine –, seine Kinderlosigkeit, die von ihm gepflegten homosozialen Geselligkeitsformen und sein enges Verhältnis zu einzelnen männlichen Vertrauten – etwa zu seinem Geheimkammerer Michael



Gabriel Frederdsdorf – entsprachen weder den Konventionen zeitgenössischer Hofkultur noch dem bürgerlichen Familienmodell, das in der Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts als Leitbild galt. Dies führte zu zahlreichen Mutmaßungen und Kolportagen über seine sexuellen Neigungen und Praktiken. Die Deutungen von Friedrichs Sexualität reichen von der Behauptung heterosexueller „Normalität“ über die Zuschreibung gleichgeschlechtlicher Neigungen, von Impotenz oder asketischer Aufopferung im Dienst des Staates unter Verzicht auf persönliche Bedürfnisse bis hin zu „widernatürlicher“ Zuneigung zu seinen berühmten Windspielen. Unter den zahlreichen Lebensbeschreibungen über Friedrich II. ist kaum eine,

die das Thema nicht auf irgendeine Art berührt, oft freilich abwehrend, klischeehaft oder sogar pathologisierend, so noch in der erstmals 2004 erschienenen und mehrfach wiederaufgelegten Biographie von Johannes Kunisch.<sup>1</sup> Aber auch dort, wo das Sujet wertfrei oder positiv behandelt wird, herrschen fast ausnahmslos eine unhistorische Sicht auf Sexualität sowie ein problematischer Umgang mit der disparaten Quellenlage vor.

2015 hat der Historiker Tim Blanning, emeritierter Professor der Universität Cambridge, eine neue, umfangreiche Lebensbeschreibung des Preußenkönigs vorgelegt,<sup>2</sup> die nun auch auf Deutsch erschienen ist. Laut Klappentext soll darin „[d]ie Homosexualität des Herrschers [...] erstmals in einer großen Biographie ohne Verdrecktheiten angesprochen“ werden. In der Tat nimmt das Thema erheblichen

<sup>1</sup> Kunisch, Johannes: Friedrich der Große. Der König und seine Zeit, München: C. H. Beck 2004; zuletzt 2017 wiederaufgelegt.

<sup>2</sup> Englische Originalausgabe: Blanning, Tim: Frederick the Great. King of Prussia, London: Allen Lane 2015. Taschenbuchausgabe: [London:] Penguin 2016.

Raum sowohl im Buch als auch in den Rezensionen ein. So jubelt etwa der schwule Literaturkritiker Tilman Krause, endlich habe ein Biograph Friedrichs Homosexualität als „geheime Antriebskraft seines Verhaltens“ ins rechte Licht gerückt.<sup>3</sup> Grund genug, das Buch in *Invertito* zu besprechen.

Der Aufbau entspricht überwiegend bekannten Mustern der Friedrich-Biographik: Einem einleitenden Kapitel über Brandenburg-Preußen vor Friedrichs Regierungszeit folgen Abschnitte über Kindheit und Jugend – wobei der Konflikt mit dem Vater Friedrich Wilhelm I., dem „Soldatenkönig“, großes Gewicht erhält –, Friedrichs Thronbesteigung und erste Regierungsmaßnahmen sowie mehrere ausführliche Kapitel über seine Kriege und zu außenpolitischen Aspekten. Dazwischen und danach sind Abschnitte über Friedrichs höfisches Umfeld, familiäre und freundschaftliche Beziehungen, Förderung von Kunst und Kultur, seine Regierungsweise sowie diverse innenpolitische Themen eingefügt. Die Schilderung endet mit Alter und Tod des Königs sowie sehr knappen Bemerkungen zu seinem Nachleben.

Das Buch beruht nicht auf Archivforschungen, sondern fast ausschließlich auf gedruckten Quellen und Sekundärliteratur.<sup>4</sup> Beides hat Blanning gründlich durchgearbeitet, mehrfach gibt er nützliche Hinweise auf selten rezipierte ältere Publikationen. Aber wie viele Autor\*innen, die sich mit der Geschichte Brandenburg-Preußens befassen, unterlässt auch Blanning eine Thematisierung des Problems, sich auf Quelleneditionen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu verlassen, die heutigen editorischen Standards nicht mehr entsprechen und außerdem zeitgenössischen Auswahlkriterien, politischen Zielsetzungen und Zensurvorgaben unterworfen waren.<sup>5</sup>

Insgesamt informiert Blanning solide und verlässlich, allerdings neigt er nicht selten zu überkommenen Wertungen unter Ignorierung jüngerer Neuansätze. Ein Beispiel hierfür ist seine Charakterisierung von Friedrichs Bruder Prinz Heinrich, der ebenfalls als homosexuell gilt und den Blanning nach Art eines Teils der älteren Geschichtsschreibung einseitig als missgünstigen, hasserfüllten Gegenspieler Friedrichs darstellt, obwohl seine Person und seine Rolle in der neueren Forschung differenzierter beschrieben werden. Ferner dominiert eine methodisch konservative Sicht „von oben“ mit einem Übergewicht auf „Haupt- und Staatsaktionen“, was in diesem Ausmaß auch bei einer Herrscherbiographie nicht sein müsste. Die innenpolitischen Themen werden – mit Ausnahme von Kunst und Kultur – vergleichsweise knapp,

<sup>3</sup> Krause, Tilman: Alter Fritz, junge Schwulenikone, in: Die Welt, 16.3.2019, S. 28. Online unter dem Titel: So schwul war Deutschlands größter König, auf: <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article190549719/Friedrich-II-So-schwul-war-Deutschlands-groesster-Koenig.html>, 20.3.2019, letzter Zugriff: 16.7.2019.

<sup>4</sup> Die einzigen zitierten ungedruckten Quellen sind vier Briefe englischer Absender an Friedrichs Tischgenossen und Kunstberater Francesco Algarotti, die sich im John Murray Archive befinden. Anders als von Blanning angegeben (S. 578, Anm. 120 und S. 674, Anm. 109), befindet sich dieses bedeutende Verlagsarchiv nicht mehr in London, sondern seit 2006 in der National Library of Scotland in Edinburgh.

<sup>5</sup> Hierzu nachdrücklich: Neugebauer, Wolfgang: Quelle als Politikum. Die Anfänge der Friedrich-Editorik in der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 62 (2016), S. 191-224.

zum Teil oberflächlich abgehandelt, so dass wichtige Aspekte zu kurz kommen. So füllt etwa allein der Siebenjährige Krieg mit seinen schon vielfach beschriebenen Schlachtendetails fast ebenso viele Seiten wie die Themen Zensur, Religionspolitik, Justiz, Schulen, Adel und Bauern sowie Agrar- und Wirtschaftspolitik zusammengekommen.

Ein wesentlicher Punkt, durch den sich Blannings Werk von älteren Friedrich-Biographien unterscheidet, ist tatsächlich die ausführliche, durchgehende Thematisierung von Friedrichs Sexualität samt der großen Bedeutung, die der Autor diesem Aspekt zuschreibt. Die Ausführungen hierzu konzentrieren sich vor allem auf drei Abschnitte: die aufeinander folgenden Kapitel *Friedrichs Beziehungen zu seiner Frau* (S. 74-86), *Fredersdorf* (S. 87-90) und *Algarotti* (S. 91-98) sowie die Kapitel *Friedrichs homoerotische Gesellschaft* (S. 222-231) und *Der Cercle Intime und das „Camp“-Leben* (S. 534-544, speziell S. 534-538). Aber auch an diversen anderen Stellen des Buches sind Bemerkungen zum Thema Sexualität bzw. Homosexualität und über Friedrichs Misogynie eingestreut. Kontexte sind insbesondere Friedrichs aufgezwungene Ehe und sein Verhältnis zu Frauen, sein homosoziales engeres Umfeld – vor allem die berühmte Tafelrunde – sowie die künstlerische Gestaltung von Schloss und Park Sanssouci.

Blanning stützt sich hierzu in starkem Maße auf eine Handvoll jüngerer Publikationen der Historiker Wolfgang Burgdorf, Reinhard Alings und Peter-Michael Hahn sowie der Kunsthistoriker Christoph Martin Vogtherr und Thomas Fischbacher.<sup>6</sup> Insbesondere Burgdorf und Alings glauben, anhand zusammengetragener „Indizien“ und mit tabubrecherischem Gestus Friedrichs Homosexualität „beweisen“ zu können, während Vogtherr und Fischbacher versuchen, bestimmte Aspekte der Ausstattung von Sanssouci mit der von ihnen *a priori* gesetzten sexuellen Orientierung des Königs zu erklären. Dabei werden die unterschiedlichsten Quellengattungen herangezogen, häufig unter Außerachtlassung ihrer jeweiligen Funktionen, Adressat\*innen und quellenkritischen Probleme, und mehrdeutige Aussagen interpretatorisch verengt. Neu ist bei Blanning, neben einzelnen eigenen Ergänzungen, vor allem, dass er diese Interpretationen zu einer Art rotem Faden innerhalb einer umfangreichen Biographie verarbeitet. Als vorsichtiger Autor, der sich gern durch relativierende Formulierungen absichert und Hintertüren offenhält, schwächt er

<sup>6</sup> Vogtherr, Christoph Martin: *Absent Love in Pleasure Houses. Frederick II of Prussia as art collector and patron*, in: *Art History* 24 (2001), Heft 2, S. 231-246. Vogtherr, Christoph Martin: *Lusthaus ohne Liebe. Darstellungen der Liebe in Schloß und Park Sanssouci*, in: *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte* N. F. 14 (2004), S. 147-169. Fischbacher, Thomas: *Des Königs Knabe. Friedrich der Große und Antinous*, Weimar: VDG 2011. Burgdorf, Wolfgang: *Friedrich der Große. Ein biografisches Porträt*, Freiburg i. Br. / Basel / Wien: Herder 2011, S. 76-103. Alings, Reinhard: „Don't ask – don't tell“ – war Friedrich schwul? In: *Generaldirektion der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg* (Hg.): *Friederisiko. Friedrich der Große. Die Ausstellung*, München: Hirmer 2012, S. 238-247. Hahn, Peter-Michael: *Friedrich II. von Preußen. Feldherr, Autokrat und Selbstdarsteller*, Stuttgart: Kohlhammer 2013 (Kohlhammer Urban Taschenbücher, Bd. 658), S. 15, 36-39, 47, 61-62, 166-167.

zwar manche besonders ausschweifende Psychologisierungen und spekulative Thesen der genannten Autoren ab, er hinterfragt sie aber nicht grundsätzlich und übernimmt viel Fragwürdiges unkritisch. Hier nur ein paar Beispiele:

Blanning behauptet, Friedrich Wilhelm I. habe den Kronprinzen Friedrich sowohl als „weibisch“ als auch als „Sodomiten“ beschimpft (S. 230), nennt aber für Letzteres ebenso wenig einen Beleg wie Alings, von dem er diese Angabe offenbar übernommen hat.<sup>7</sup> Kein Wunder, denn es sind zwar etliche Äußerungen Friedrich Wilhelms überliefert, in denen er seinen Sohn der Effeminiertheit und der Verweichlichung bezichtigt, auch solche, in denen er Sorge über mögliche sexuelle Ausschweifungen andeutet, ohne diese zu spezifizieren. Jedoch ist keine Äußerung von ihm bekannt, in der der Kronprinz als „Sodomit“ bezeichnet wird. Anscheinend wurde hier das moderne Stereotyp des „unmännlichen“ Schwulen in die Quellen des 18. Jahrhunderts hineinphantasiert. Pure Spekulation ist auch die Annahme, Friedrich Wilhelms Zorn auf den Leutnant Hans Hermann von Katte, den er als Komplizen von Friedrichs Fluchtversuch 1730 hinrichten ließ, sei durch die Überzeugung angestachelt worden, dass beide ein sexuelles Verhältnis miteinander gehabt hätten (S. 64). Diese Behauptung wird durch keine der bekannten Quellen auch nur annähernd hinreichend gestützt. Ebenfalls durch nichts belegbar ist Blannings von Vogtherr und Fischbacher übernommene Vermutung, die exponierte Aufstellung der antiken Bronzeskulptur des so genannten „Betenden Knaben“, die damals als Darstellung des Antinous (des Geliebten des römischen Kaisers Hadrian) galt, sei eine Hommage an Katte, der sich für seinen Liebhaber Friedrich geopfert habe wie einst Antinous für Hadrian (S. 228).

Komplexe Inhalte von Kunstwerken werden auf eine bekenntnishaft-homoerotische Lesart hin verkürzt, wie im Fall des Freundschaftstempels im Park von Sanssouci oder des von Friedrich bei dem italienischen Maler Pompeo Girolamo Batoni in Auftrag gegebenen Gemäldes *Die Familie des Darius vor Alexander dem Großen* (S. 228). Das Batoni-Gemälde preist in erster Linie Herrschertugenden,<sup>8</sup> und das Motiv heroischer, potentiell auch erotisch lesbarer Männerfreundschaft ist in diesem Kontext zu sehen.

Unrichtig ist Blannings Übersetzung einer viel zitierten Passage aus Voltaires *Memoiren*, in der Friedrich Sex mit Bediensteten nachgesagt wird: Es sei dabei laut Voltaire nicht „bis zum Äußersten“ gekommen, weil Friedrich „als Prinz für seine Liebesaffären von seinem Vater so brutal gestraft worden ist, dass er irreparablen Schaden erlitt“ (S. 536). Tatsächlich ist aber bei Voltaire an dieser Stelle keine Rede von Bestrafung durch den Vater, sondern nur davon, dass Friedrich sich „zu Lebzeiten seines Vaters“ durch nicht näher beschriebene Ausschweifungen angeblich eine

<sup>7</sup> Alings 2012, S. 238.

<sup>8</sup> Windt, Franziska: Künstlerische Inszenierung von Größe. Friedrichs Selbstdarstellung im Neuen Palais, in: Generaldirektion der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (Hg.): *Friederisiko. Friedrich der Große. Die Essays*, München: Hirmer 2012, S. 130-149.

Geschlechtskrankheit oder eine genitale Verletzung und als Folge davon Impotenz zugezogen haben soll.<sup>9</sup>

Blanning verknüpft die sehr heterogenen und oft zweifelhaften Quellen zu Friedrichs Sexualität – bzw. deren noch zweifelhaftere Interpretationen – zu einer modernen Erzählung von persönlicher Emanzipation und Selbstverwirklichung: Nach der Zeit der Unterdrückung durch seinen tyrannischen Vater habe Friedrich ab 1740, dem Jahr seines Regierungsantritts, endlich „er selbst sein“ können (S. 98). Einerseits habe er in Sanssouci einen hedonistischen, dem Geist und den Künsten zugewandten Gegenentwurf zum spartanischen Hofleben seines Vaters geschaffen, andererseits habe Friedrich diesen Vater durch Kriege und Eroberungen als Herrscher zu übertreffen gesucht, womit Blanning ältere, von Burgdorf reaktivierte obskure Thesen psychoanalytischer Autoren aufnimmt. Eine zentrale Rolle habe dabei seine Homosexualität gespielt, die er durch das Abschieben seiner Ehefrau, die Schaffung einer rein männlichen Umgebung, durch Konversation, Kunstwerke und deren Platzierung sowie weitere extravagante Verhaltensweisen – die Blanning als „camp“ bezeichnet – geradezu demonstrativ ausgelebt habe. Blanning spricht sogar explizit von Friedrichs „Coming-out als Homosexueller [...] als Teil des Selbstfindungsprozesses, der ihm ermöglichte, die jahrelange Misshandlung durch seinen Vater zu verarbeiten“ (S. 535). Hier liegt das Hauptproblem des Buches aus Sicht der Sexualitätsgeschichtsschreibung, denn diese Auffassung von Sexualität und sexueller Orientierung als identitätsstiftendem Wesenskern eines zu emanzipierenden Individuums lag dem adligen Milieu des 18. Jahrhunderts völlig fern. Auch wäre es zur Analyse von Friedrichs unkonventionellen Verhaltensweisen sinnvoll gewesen, statt solcher Psychologisierung neuere Forschungen zu Friedrichs Selbstinszenierungen heranzuziehen, in denen seine bewusste Kreierung eines Images als ganz besonderer, einzigartiger Herrscher aufgezeigt wird.<sup>10</sup>

Bedauerlicherweise ignoriert Blanning alle Erkenntnisse der wissenschaftlichen Sexualitätsgeschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte, die beinhalten, dass moderne Konzepte wie Hetero-, Homo- oder Bisexualität nicht umstandslos auf frühere Epochen angewandt werden können, sondern dass zumindest eine Auseinandersetzung mit ihrer Historizität erforderlich ist. Blanning lehnt dies ausdrücklich ab mit der Begründung, viele Phänomene hätten bereits existiert, bevor es eine bestimmte

<sup>9</sup> „Les choses n’allaient pas jusqu’aux dernières extrémités, attendu que le prince du vivant de son père avait été fort mal traité dans ses amours de passade, et non moins mal guéri. Il ne pouvait jouer le premier rôle, il fallait se contenter des seconds.“ Voltaire (d. i.: Arouet, François-Marie): *Mémoires pour servir à la vie de Monsieur de Voltaire, écrits par lui-même*. Critical edition by Jonathan Mallinson, in: *Voltaire: Les œuvres complètes de Voltaire*, hg. v. der Voltaire Foundation, Bd. 45C, Oxford: Voltaire Foundation 2010, S. 253-447, S. 360. – Der Übersetzungsfehler steht auch in der englischen Ausgabe, geht also nicht auf das Konto des deutschen Übersetzers (Blanning 2016, S. 446).

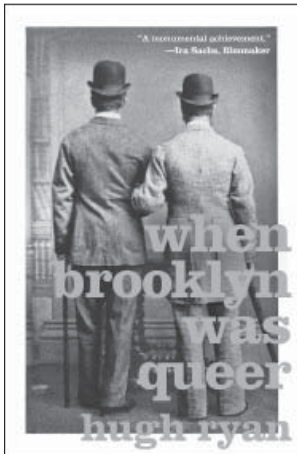
<sup>10</sup> Genannt sei nur als prägnantes Beispiel: Pečar, Andreas: *Regelbruch als Markenzeichen. Friedrichs Betonung der Einzigartigkeit*, auf: [https://perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich\\_repraesentation/pecar\\_regelbruch](https://perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich_repraesentation/pecar_regelbruch), 2012, letzter Zugriff: 31.3.2020.

Vokabel dafür gab, wie Nationalismus oder Liberalismus (S. 229-230). Abgesehen davon, dass auch der Begriff Liberalismus für das 18. Jahrhundert nicht passt (in Bezug auf Nationalismus ist dies umstritten), ist es mehr als fragwürdig, auf alltagstheoretischen und psychologisierenden Deutungsmustern zu beharren, statt die differenzierten Diskussionen eines Forschungsfeldes zu rezipieren, zu dem gerade britische Historiker\*innen viel Wertvolles beigetragen haben.

Blannings Friedrich-Biographie ist ein Beispiel dafür, dass eine Enttabuisierung des Themas Homosexualität – so begrüßenswert sie an sich ist – nicht automatisch einen wesentlichen Erkenntnisgewinn bedeuten muss. Das Buch hinterlässt somit einen zwiespältigen Eindruck: In erheblichen Teilen – vor allem in den Bereichen Kriege, Diplomatie und Außenpolitik – handelt es sich um eine kenntnisreiche Biographie auf dem aktuellen Forschungsstand. Aber gerade die Art der Thematisierung von Friedrichs Sexualität, die Autor und Verlagswerbung besonders betonten, ist sehr problematisch. Eine Friedrich-Biographie, die das Thema Sexualität quellenkritisch überzeugend und auf methodisch aktuellem Stand behandelt, steht weiterhin aus.

Jakob Michelsen, Hamburg

### **Hugh Ryan: When Brooklyn was Queer, New York: St. Martin's Press 2019, 320 S., \$ 22**



Seit George Chauncey im Jahr 1994 *Gay New York* veröffentlichte, sind Historiker\*innen der Sexualität daran gewöhnt, die Zeit in den Vereinigten Staaten vor dem Zweiten Weltkrieg als eine Ära der sexuellen Freiheit zu beschreiben. Chaunceys Meisterwerk zeigt, dass die Jahrzehnte zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und dem Anfang des Weltkrieges weder von Schweigen noch von Ignoranz gekennzeichnet waren. Vielmehr stellten diese Jahre eine Art verlorene Glanzzeit der schwulen Subkultur dar.

Zu diesem Thema hat auch Hugh Ryan, ein Historiker und Kurator aus Brooklyn, im letzten Jahr ein Buch veröffentlicht. *When Brooklyn was Queer* unternimmt den Versuch, das Leben von schwulen, lesbischen, und Trans-Menschen in Brooklyn

– dem New Yorker Bezirk gegenüber dem berühmteren Manhattan – zwischen dem Amerikanischen Bürgerkrieg und den Stonewall-Riots 1969 darzustellen. Obwohl dieses Werk auf den ersten Blick Chaunceys *Gay New York* sehr ähnelt, ist Hugh Ryans Projekt völlig anders, da es, wie schon der Titel zeigt, selbstbewusst „queer“ ist.

Der Autor versucht, die queere Perspektive auf zwei Arten darzustellen. Erstens beschäftigt sich Ryan auch mit nicht-schwulen Personen. Das Buch schildert gleichermaßen das Leben von lesbischen Frauen, Trans-Männern und -Frauen und

schwulen Männern. Auch *race* ist für Ryan eine Untersuchungskategorie. Er zeigt, dass die Erlebnisse von schwarzen und weißen Queers sich oft völlig unterschieden. Laut Ryan kann man die queere Geschichte leicht übersehen (oder gar verkennen), „wenn man alle die Umschreibungen, die Umgangssprache und die gesetzlichen Kategorien beachtet“, auch wenn das Queere offensichtlich ist (S. 7). Deswegen benutze er den Sammelbegriff „queer“.

Zweitens beschäftigt sich Ryan mit der Frage, wie das „queere Brooklyn“ ausgelöscht wurde. Die Welt, die Ryan beschreibt, ist eine, in der sexuelle Identitäten noch nicht festgelegt waren, in der Heterosexuelle, Homosexuelle und Trans-Personen (die solche Bezeichnungen allerdings noch nicht verwendeten), zusammen lebten und liebten. Wie diese Welt verloren ging, ist die zentrale Frage des Buches. Laut Ryan ist dies eng mit dem Anstieg enger Sexualitätskonzepte und Geschlechts-Identitäten verknüpft. Queere amerikanische Geschichte sei „in den Köpfen vieler Menschen, eine gerade Linie, ein stufenweiser Fortschritt, in dem jahrzehntelang aufgetauter Zorn schließlich in der Öffentlichkeit explodierte“. Die Wahrheit sei jedoch „viel komplizierter“, also eigentlich queerer (S. 223).

*When Brooklyn was Queer* ist chronologisch aufgebaut und beginnt mit dem Dichter Walt Whitman. Der berühmte Autor von *Leaves of Grass* habe „aufreizende Hinweise“ hinterlassen, „die auf die Existenz einer Subkultur weißer Arbeiter, die Männer liebten, hindeuten“ (S. 21). Ryan beschäftigt sich mit vielen queeren Dichtern wie Hart Crane und Marianne Moore, die ebenfalls in Brooklyn wohnten. Sogar Klaus und Erika Mann tauchen auf, die Brooklyn in den 1930er Jahren besuchten.

Dank der Industrialisierung wuchs Brooklyn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und wurde zur „zweiten Stadt des Imperiums“ (S. 17). Insbesondere Brooklyns Häfen und Ufer waren Standorte der queeren Subkultur. Ryan erweckt diese Subkultur mit einer vielfältigen Besetzung wieder zum Leben. Die Prostituierte Loop-the-Loop war beispielsweise eine junge Trans-Frau aus Brooklyn, deren Geschichte von dem Sexualforscher Robert Wilson Shufeldt erforscht und 1917 veröffentlicht wurde. Sie beschrieb eine prächtige Subkultur des sexuellen Exzesses, die noch nicht von starren Kategorien geprägt war. Personen, die sich heute als heterosexuell, homosexuell oder trans\* definieren würden, besuchten dieselben Lokale, die alle in den 1920er Jahren wegen des damaligen Alkoholverbots illegal waren.

Persönlichkeiten wie Shufeldt konstituieren die zweite Hälfte von Ryans Geschichte. Obwohl das Buch die ehemalige queere Subkultur Brooklyns preist, will Ryan auch erklären, wie sie zu Ende ging. Sexualforscher, die, wie Michel Foucault einst beschrieben hat, die sogenannte Wahrheit der sexuellen Identität enthüllen wollten, sind für Ryans Geschichte eine Art Gegner, eben weil der Wahrheitsdrang unvereinbar mit einer solchen queeren Subkultur war.

Eine prominente Figur dieser Seite der Geschichte war eine lesbische Frau namens Jan Gay, eine Anhängerin Magnus Hirschfelds. Um ihre Forschungen zur Homosexualität veröffentlichen zu können, sorgte sie 1935 federführend für die Gründung des Committee for the Study of Sex Variants (CSSV). 1941 wurde die

Arbeit des Komitees als *Sex Variants* veröffentlicht, allerdings wurde die Arbeit der queeren MitarbeiterInnen wie Gay von den studierten Autoren in der Studie nicht kenntlich gemacht oder generell abgelehnt. Dieses frühe Werk der Sexologie in den Vereinigten Staaten trug dazu bei, die Homosexualität als eine eindeutige Identität zu konstituieren, und war ein Leitbild für Alfred Kinseys spätere Forschungen.

Wegen des steigenden Interesses und Wissens über Sexualität nahmen die Bemühungen der Gesellschaft und des Staates zu, Sexualität zu kontrollieren und zu regeln. Das Committee of Fourteen war beispielsweise 1905 als privater Temperenzverband gegründet worden. Es interessierte sich aber zunehmend für sexuelle Delikte und erwirkte u. a., dass gleichgeschlechtliche Handlungen 1923 zum ersten Mal in New York kriminalisiert wurden. Anfang der 1930er Jahre endete zudem die Prohibition. Als Alkohol plötzlich wieder legal war und Kneipen wieder öffneten, versuchte man, insbesondere die Polizei, die heterosexuelle Welt neu zu konstituieren, getrennt von der queeren Subkultur.

Die 1940er Jahre waren, laut Ryan, einen Wendepunkt. Wie Allan Bérubé beschreibt auch Ryan, wie der Zweite Weltkrieg eine Art Öffentlichkeit für queere Menschen schuf. Am Beispiel von Christian William Miller, „einem der wunderschönsten Männer im Manhattan der 1940er Jahre“, der während des Krieges zur Küstenwache einrückte, zeigt Ryan, wie der Krieg eine Art Befreiung für homosexuelle Männer und Frauen brachte (S. 203). Als Proband für Alfred Kinsey, dessen Bericht zur männlichen Homosexualität von 1948 das wissenschaftliche und das allgemeine Verständnis der Sexualität auf den Kopf stellte, war Miller zudem Liebhaber der Berühmten und Reichen der Stadt, wie Tennessee Williams, für den er mal einen „Gang-Bang“ organisierte.

Nach 1945 aber gab es eine schnelle Gegenreaktion. Robert Moses, der Stadtplaner für New York City, der, laut seinem Biographen Robert Caro, für den „Fall Manhattans“ verantwortlich ist, zeigte sich gegenüber dem ärmeren Teil Brooklyns, in dem auch queere Menschen zusammenkamen, feindselig. In einer Stadt, die Moses für die wohlhabenden Schichten umbauen wollte, gab es keinen Platz für die Anliegen dieser Menschen. Die queere Subkultur von Coney Island, einem beliebten Badestrand in Brooklyn, wurde teilweise zerstört und die Ufer von Brooklyn wurden planiert. Nach dem Krieg sei schwules Leben „immer isolierter, inselartiger und auch in mancherlei Weise gefährlicher“ geworden, „wenn auch größer, sprachfähiger und schließlich politisch mächtiger“ (S. 223). Es gab keine gemischten Kneipen mehr und queere Individuen wurden zunehmend von Identität bestimmt.

Hugh Ryans *When Brooklyn was Queer* ist ein schön geschriebenes Buch und ein Muster dafür, wie queere Geschichte erzählt werden sollte. Obwohl die dargestellte Geschichte zunächst eine Tragödie ist, eine Geschichte der Ausradierung queerer Kulturen, beschließt Ryan sein Buch mit einer Hoffnung: „Ich freue mich auf eine Zukunft, in der wir auch eine Vergangenheit haben, und ich freue mich darauf, sie mit euch zu schaffen“ (S. 275).

Samuel Clowes Huneke, Washington DC



**Clare Barlow (Hg.): Queer British Art, 1861–1967. On the occasion of the exhibition Queer British art, 1861–1967, Tate Britain, London, 5 April –1 October 2017, London: Tate Publishing, 2017, 192 S., zahlreiche Abb., € 30**



„Queer British Art is as much a human history as it is an art history“, meint der Direktor der Tate Britain, Alex Farquharson, im Vorwort des Katalogs zur Ausstellung *Queer British Art 1861–1967*, der nunmehr erschienen ist. Eine so prominente Kulturinstitution präsentierte, glückliches Großbritannien, einen historischen Querschnitt durch die queere Kunst des eigenen Landes. Zwei einschneidende Gesetzesreformen markieren den historischen Bezugsrahmen dieser Ausstellung: 1861 die Abschaffung der Todesstrafe für Sex unter Männern und 1967 die Legalisierung einvernehmlicher homosexueller Akte unter Männern über 21

in Privaträumen. In Schottland erfolgte diese Legalisierung erst 1980. Gegenstand dieser Rezension ist nicht die Ausstellung, die ich nicht gesehen habe, sondern der ihr gewidmete informative, reichhaltig illustrierte und angenehm handliche Katalog.

Ein derart ambitioniertes Unterfangen kommt um eine Definition von *queer art* nicht herum. Ist ein männlicher Akt oder das Selbstbildnis einer offen lesbischen Malerin schon ein queeres Kunstwerk? Clare Barlow hält sich in ihrer Einführung, die sie an der Ideengeschichte von „queer“ entwickelt, nicht mit akademischen Streitfragen auf (S. 11-17), sondern folgt neueren kunsttheoretischen Ansätzen. Die Interpretation eines Kunstwerks könne Wahrnehmungen und Projektionen des Betrachters und der Betrachterin mit einbeziehen, die aber im kulturhistorischen Kontext der jeweiligen Rezeptionssituation beurteilt werden müssten. Das Problem, wie das Werk ursprünglich gemeint gewesen sei, löse sich nicht auf, relativiere sich aber genauso wie etwa die Frage nach der sexuellen Orientierung des Künstlers oder der Künstlerin, die uns vor noch größere methodische Schwierigkeiten stelle.

Den Objekten ist anzumerken, dass Barlow sie mit dem Blick der Museumskuratorin ausgewählt hat, sie alle genügen gewissen ästhetischen Ansprüchen, und viele von ihnen haben den Weg in museale Sammlungen gefunden. Ein breites kunstgeschichtliches Spektrum öffnet sich. Zwischen 1861 und 1969 wechselten sich verschiedene Kunststile ab, die in diesem Katalog auch vertreten sind: „The exhibition touches pre-Raphaelitism and English impressionism, fin-de-siècle aestheticism and Bloomsbury Group modernism, surrealism and neo-romanticism, pop and kinetic art“ (S. 7). Vollständigkeit wurde in der Tate Britain nicht angestrebt; ein kunstgeschichtliches Handbuch über queere Kunst oder gar ein Nachschlagewerk zu queeren Künstlern und Künstlerinnen kann und will der Katalog nicht sein. Es gibt viel zu entdecken. Zu den Besonderheiten der deutsch-britischen Kunstbeziehungen

gehört es, dass man wenig voneinander weiß. Bis auf wenige Ausnahmen wie Cecil Beaton (1904–1980), David Hockney (\* 1937) und Francis Bacon (1902–1992) dürften die meisten vorgestellten Künstler in Deutschland unbekannt sein. Das gilt erst recht für Künstlerinnen wie Hannah Gluckstein alias Gluck (1895–1978), deren Porträtkopf uns streng vom Cover anschaut.

Zur Gliederung des Katalogs: Skulpturen, Ölgemälde, Zeichnungen, Grafiken und kunstgewerbliche Gegenstände werden in chronologischer Reihenfolge einzeln vorgestellt, auch Fotos und Magazine sind einbezogen. Pornographisches ist vermieden, was wohl auch der Grund ist, warum eine so prominente Antikenfälschung wie der Warren Cup im British Museum nicht vorgestellt wird, was in diesem Einzelfall sehr bedauerlich ist. Neben den üblichen Bilddaten informieren kurze Texte über Entstehung und ikonographische Details der einzelnen Objekte. Die Katalognummern sind zu acht Gruppen gebündelt, was es den Autorinnen und Autoren ermöglicht, die Objekte zumindest ansatzweise in Beziehung zueinander zu setzen. Dabei kommt beispielsweise die Rolle des Theaters zur Sprache (S. 69–83). Ironisch könnte man durchaus zutreffend anmerken, dass der Katalog mehr Fragen aufwerfe als beantworte, aber das kann bei einer solchen Pionierleistung, wie der Katalog es zweifellos ist, nicht anders sein. In Deutschland kenne ich nichts Vergleichbares.

Ich greife drei Beispiele heraus, um anzudeuten, mit welchem Material wir es zu tun haben. Die nackten Jünglinge, die sich in den Gemälden von Henry Scott Tuke (1858–1929) an Ufern tummeln, sind heute Inkunabeln homoerotischer Kunst. Das Thema wiederholt sich in seinem Gesamtwerk. Von der zeitgenössischen Kunstkritik wurden diese stimmungsvoll beleuchteten Akte jedoch ebenso wenig als Lustobjekte wahrgenommen wie etwa Max Liebermanns *Badende Knaben*. Der Aufnahme des Künstlers in die Londoner Royal Academy of Arts standen sie 1914 nicht im Wege. Nicht das Thema des jugendlichen Aktes an sich lässt aufhorchen, sondern seine Akzentuierung. Es sind ein bisschen zu viele jugendliche Körper, als es für die Gestaltung einer klassischen Idylle notwendig gewesen wäre, zumal männliche Nacktheit hier ohne jede mythologische Verbrämung auskommt.

Einen nackten jungen Mann sehen wir auch in einem Ölgemälde von Christopher Wood (1901–1930), das 1930 entstand. Die Figur steht in einem engen Raum, die Fensterläden sind fast geschlossen, auch ein Bett ist vorhanden. Daran ist zunächst einmal nichts spezifisch Homoerotisches. Die Wahrnehmung des Bildes verschiebt sich, wenn wir erfahren, dass Francis Rose, der Freund des Künstlers, dargestellt ist, wie er sich während einer gemeinsamen Frankreichreise in einem Hotelzimmer aufhält. Es gehört zur Hermeneutik queerer Kunst, dass sie sich oft erst aus dem biographischen Hintergrund heraus erschließt.

Ein Bild von Dorothy Johnstone (1892–1980) schließlich, 1923 datiert, gehört zu der an sich „unverdächtigen“ Gattung des Atelierbildes. Zwei junge Frauen beugen sich im Vordergrund eifrig über eine Aktzeichnung. Ihr hübsches weibliches Modell lehnt sich erschöpft, aber in „malerischer“ Haltung an den Sitz, von dem es herabgestiegen ist. Hier wird nicht nur ein potentielles Objekt des gleichgeschlecht-

lichen Begehrens gezeigt, sondern auch der weibliche Blick darauf im Bild selbst thematisiert. Im geschützten Raum einer Kunstschule für Frauen ist die Präsentation weiblicher Nacktheit durchaus gesellschaftlich akzeptabel. Es ist die Atmosphäre weiblicher Vertrautheit und Zusammenarbeit, die diesem Bild eine besondere Note verleiht.

Im Vergleich zu den textlastigen Ausstellungskatalogen, wie sie hierzulande üblich geworden sind, kommt der recht schmale Band erfrischend unpräzise daher. Der Katalog führt deutlich und nuancenreich vor Augen, welche immense Rolle das ästhetische Codieren von gleichgeschlechtlichem Begehren in der Emanzipationsgeschichte sexueller Minderheiten gespielt hat, lange bevor rechtliche und politische Ansprüche öffentlich formuliert werden konnten. Nun aber scheint die Zeit der queeren Kunst abgelaufen zu sein. Es ist nicht etwa so, dass ihr Talente und Kreativität ausgegangen wären. Aber die Voraussetzungen haben sich gewandelt. Prominente aus Mode, Film und Sport haben den Künstler und die Künstlerin längst als queere Leitbilder abgelöst. Brauchen sexuelle Minderheiten heute noch die bildende Kunst, um sich ihrer kollektiven Identität zu versichern?

*Enno Krüger, Heidelberg*

**Hans Bergemann, Ralf Dose, Marita Keilson-Lauritz (Hg.): Magnus Hirschfelds Exil-Gästebuch, Berlin / Leipzig: Hentrich & Hentrich 2019, 238 S., € 29,90**

Mit der kommentierten Faksimile-Edition von *Magnus Hirschfelds Exil-Gästebuch*



haben die HerausgeberInnen einem persönlichen Dokument Magnus Hirschfelds (1868–1935) zu einem zweiten Leben verholfen. Es wurde 1942 in Brno (damals Tschechoslowakei, ehemals Brünn) buchstäblich aus dem Altpapier gerettet, wobei unklar ist, von wem. Auch Hirschfelds *Testament: Heft 2*, das 2013 von Ralf Dose im selben Verlag ediert worden ist, wurde auf abenteuerliche Weise aus dem Müll eines Hochhauses in

Kanada gerettet. In diesem Fall kennen wir den mutigen Retter, den jungen, aufmerksamen Fotografen Adam Smith. Ralf Doses unermüdliche Suche im Internet und eine Portion Glück machten es möglich, dass das *Testament: Heft 2* schließlich in den Besitz der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft in Berlin gelangte. Das Original des Hirschfeld-Gästebuchs dagegen befindet sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar. Das Archiv kaufte es 1985 von Milena Baumgarten, die es ihrerseits von dem tschechischen Arzt Stanislav Kaderka zugesteckt bekommen hatte.

Hirschfeld führte das Gästebuch ab November 1933 an verschiedenen Orten in

Frankreich, wo er als Emigrant im Mai 1933 aus der Schweiz angekommen war. Das Gästebuch endet mit Hirschfelds Tod in Nizza im Mai 1935. Dass es zwischen Mai und November 1933 unbenutzt blieb, ist damit zu erklären, dass es davor andere Gästebücher gegeben hat, die aber verloren gingen. Hirschfeld selbst nannte diese Büchlein übrigens „Erinnerungsbücher“ im Plural (S. 27, Anm. 1). Auch meine eigenen Recherchen ergaben, dass es mindestens ein weiteres Gästebuch gegeben hat, in das sich 1932 eine Reihe schwuler Männer aus der Tschechoslowakei eintrugen. Ich vermute, dass dieses Buch im November 1933 voll war und damit der vorliegende Band Hirschfelds letztes Gästebuch ist.

Hirschfeld ließ in diesem Gästebuch den Menschen, denen er begegnete, alle Freiheit. Jeder, den er dazu einlud und der selbstverständlich auch selbst Lust dazu hatte, durfte sich darin verewigen. So sieht das Gästebuch denn auch ziemlich ungeordnet aus, vor allem weil die Gäste die Reihenfolge der Seiten nicht respektierten. Der chronologisch gesehen früheste Eintrag steht auf Seite 11 des Gästebuchs und stammt von Ende November 1933. Hatte die Anarchistin, Feministin und Publizistin Emma Goldman Angst vor einem Eintrag auf der ersten Seite? Dieser chaotische Aspekt macht das Gästebuch zugleich abwechslungsreich und ungewöhnlich, da die Einträge individuell und stimmungsabhängig erfolgten.

Auch die 83 Fotos lockern das Buch auf und erlauben mitunter einen Blick in den meist sorgenvollen und wehmütigen Gemütszustand der Eintragenden, zumeist aus Deutschland nach Frankreich geflüchtete ExilantInnen. Überdies deckt der Begriff Gästebuch den Inhalt auch deshalb nicht ab, weil Hirschfeld auch selbst gelegentlich darin schrieb und Zeitungsausschnitte oder Ankündigungen seiner Vorträge hineinklebte. Auch das entspricht eher Hirschfelds Bezeichnung „Erinnerungsbuch“.

Die Edition dieses auf den ersten Blick anarchisch wirkenden Gäste(- oder Erinnerungsbuch) ist dank der Arbeit der HerausgeberInnen und des Verlages muster-gültig und so auch inhaltlich erschließbar geworden. Die 163 beschriebenen Seiten des Originals sind als Faksimile wiedergegeben, daneben finden sich eine solide Transkription der mitunter schwer entzifferbaren Texte und Unterschriften, eine deutsche Übersetzung der fremdsprachigen Texte sowie ausführliche Fußnoten zu Personen und Situationen. Außer einem Personenregister gibt es im Anhang Kurzbiographien zu den mit einiger Sicherheit identifizierten Bekannten Hirschfelds, die sich ins Gästebuch eingetragen haben. Eine Riesenarbeit, die Marita Keilson-Lauritz in den 1990er Jahren begonnen hatte und die, nachdem sie das Ergebnis ihrer Spurensuche Anfang 2016 an die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft abgegeben hatte, von den Mitherausgebern Hans Bergemann, Ralf Dose und Kevin Dubout zu Ende geführt worden ist.

Die Gästebuch-Edition ist unentbehrlich für die Hirschfeld-Forschung, aber auch für die Forschung über die deutsche Exil-Gemeinschaft in Frankreich vor dem Zweiten Weltkrieg. Die relativ wenigen deutschsprachigen ExilantInnen in der französischen Hauptstadt standen miteinander in engem Kontakt. Hirschfeld hatte in Paris Kontakt mit anderen bekannten Persönlichkeiten der intellektuellen deutschen Elite,

scheint sich aber andererseits nicht allzu sehr auf die mehr politisch ausgerichteten Initiativen der Hitler-GegnerInnen eingelassen zu haben. Die Gründung der Deutschen Freiheitsbibliothek im Februar 1934, die Hirschfeld zusammen mit anderen aus Deutschland Geflüchteten, darunter Alfred Kantorowicz, Alfred Kerr und Egon Erwin Kisch, unterstützte, war eines der seltenen Beispiele politischer Aktivität.

Eingeleitet wird die Faksimile-Edition von einem kurzen Geleitwort von Mariata Keilson-Lauritz sowie einem ausführlichen Artikel von Ralf Dose über Magnus Hirschfelds Jahre in Frankreich (1933–1935), der sich auf die neuesten Publikationen und Quellen stützt. Beispielsweise ist ein größerer Abschnitt einer aktuellen Schenkung gewidmet, die Material aus dem Nachlass des niederländischen Psychiaters Max Reiss (1909–2000) enthält. Reiss, der in Paris und Nizza bei Hirschfeld auf dem Gebiet der Sexualwissenschaft in die Lehre ging, erwies sich durch die in seinem Nachlass erhaltenen Negative als Urheber einer ganzen Reihe der im Gästebuch eingeklebten Fotos. Er hat sich selbst auch in das Gästebuch eingetragen und ist auf einigen Fotos zu sehen.

Hans Bergemann schrieb eine eher technisch-formale Einleitung zum Gästebuch, in der er einen Überblick über die BeiträgerInnen und zu den Fotografien gibt. Oft waren es, wie Hirschfeld selbst, Deutsche im Exil, die Bergemann unterschiedlichen Kategorien zuordnet, etwa „Mitsreiter und Mitsreiterinnen aus der Sexualreformbewegung“, „Verwandte, Freunde und Helfer von Hirschfeld“, oder „Künstler und Intellektuelle aus Frankreich“. Auch eine Kategorie „Gäste aus China“ gibt es. Wichtig sind auch Bergemanns Angaben hinsichtlich des weiteren Schicksals der EmigrantInnen: Wer überlebte die Schoa und wer nicht?

Man hat mich gebeten, diese Publikation kurz zu besprechen, weil ich in den vergangenen zehn Jahren mehrfach und intensiv zu Hirschfeld geforscht und publiziert habe. Es ist somit unvermeidlich, dass mir kleinere und größere Fehler auffallen. Diese von Informationen überströmende Publikation ist als Ganzes geglückt, das muss gesagt werden. Aber es ist wie mit Verkehrsunfällen: In dem großen Strom, der gut fließt, fallen sie einfach am meisten auf. Weil Karl Giese mein Spezialgebiet ist, las ich als Erstes seine Kurzbiographie im Anhang und sah, dass sein Todesdatum falsch angegeben ist: Er nahm sich am 16. und nicht am 1. März 1938 das Leben.

Auch habe ich hier und da den Eindruck, dass die verschiedenen MitarbeiterInnen ihre Ergebnisse nicht gut koordiniert haben. So wurde offenbar nicht bemerkt, dass der Name des Arztes Dr. Kaděrka, bei dem das Büchlein gelandet war, im Artikel von Hans Bergemann richtig geschrieben ist, während er in der deutschen Übersetzung der Transkription in Kadárek umgetauft wurde. Dabei haben laut Fußnote vier Personen an der Transkription und der Übersetzung der auf Tschechisch eingetragenen Erklärung zur Rettung des Buches im Jahre 1942 (S. 201, Gästebuch S. 163) mitgewirkt. Überhaupt ist die Transkription dieser für die Überlieferungsgeschichte des Büchleins wichtigen Textseite nicht ganz korrekt und vor allem ist sie leider nur in Hans Bergemanns einleitendem Artikel kommentiert (S. 35). Es wundert mich auch, dass Karl Gieses Handschrift auf den letzten Seiten nicht erkannt wurde (Fuß-

note 425), zumal seine Handschrift gerade an dieser Stelle ein weiterer Hinweis dafür ist, dass es in der Tat Giese war, der das Buch nach Hirschfelds Tod an sich nahm und die letzte Hand daran legte. Es gibt genug Briefe von Giese, die seine typische Handschrift zeigen.

Ferner vermisse ich bei einigen Fotos Angaben zu der abgebildeten Örtlichkeit. Eine Reihe Fotos wurde eindeutig direkt vor dem Haus in der Avenue Charles Floquet in Paris aufgenommen, in dem Hirschfeld wohnte. Bei einem Foto ist das in der Fußnote angegeben (Gästebuch S. 78), bei anderen nicht (S. 62, 69). Auch bei einem Foto, das deutlich Hirschfeld und einen Kollegen auf der Promenade des Anglais in Nizza zeigt, vor dem Haus (Gloria Mansions), in dem sich Hirschfelds Wohnung befand (Gästebuch S. 149, oben), wurde der Ort der Aufnahme nicht lokalisiert. Eventuell wären rezente Fotos von den Häusern, in denen Hirschfeld damals wohnte, eine nützliche Ergänzung des Anhangs gewesen. Vor allem aber vermisse ich eine wenigstens versuchsweise Datierung des Fotos von Karl Giese und Li Shiu Tong, Hirschfelds letztem Freund, vor dem Berliner Institut (Gästebuch S. 69). Ich vermute, dass das mit Hilfe der inzwischen vorliegenden Biographien und Quellen relativ genau datiert werden könnte, zwischen März und dem Ende des Sommers 1932 (es sind noch Blätter an den Bäumen). Das ist doch ein wichtiger Moment, schon deswegen, weil diese beiden Hirschfelds Vermächtnis nach dessen Tod hätten umsetzen sollen. Außerdem war es wohl das erste und letzte Mal, dass Hirschfelds chinesischer Freund das Institut gesehen hat.

Wenn man abgesehen von diesen Details auch noch eine generelle Kritik äußern darf, dann ist es vor allem bedauerlich, dass – mit zwei Ausnahmen – zur Identifizierung der ca. 50 nicht identifizierten Personen (von insgesamt 260), die sich in das Gästebuch eingetragen haben, keine französischen Archive zu Rate gezogen wurden (siehe unter „Unveröffentlichte Quellen“ in dem technisch übrigens gut angelegten Quellen- und Literaturverzeichnis). Meiner Meinung nach hätte in diesen Archiven ein großer Teil der lesbaren, aber nicht identifizierten Namen doch noch zugeordnet werden können, eben weil es größtenteils um deutsche ExilantInnen in Frankreich geht. So fand ich z. B. in den Archives départementales des Alpes-Maritimes in Nizza und den Archives Nationales in Paris relativ mühelos genauere Informationen über die Familie Gordon, als die Fußnote angibt (Gästebuch S. 101, Fußnote 293). Diese Informationen habe ich in meinem Artikel über Hirschfelds Zeit in Nizza 1935–1936 veröffentlicht (siehe *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* Nr. 50/51, S. 23, Anm. 40). Außerdem hätte man hier erkennen können, dass die Beischrift des Fotos ganz offensichtlich von Gieses Hand stammt. Das nicht identifizierte Zitat übrigens stammt von Helen Keller (1880–1968).

Insofern ist es nicht unberechtigt, dass zwei der HerausgeberInnen dazu aufrufen, die Spurensuche fortzusetzen. Marita Keilson-Lauritz scheint bereits früh von dem Gedanken durchdrungen gewesen zu sein, dass mehr Augen auch mehr sehen. So wurde auf ihre Anregung hin seit der Hirschfeld-Tagung 2004 mehrmals, zuletzt bei der Berliner Ausstellung *Sex brennt* von 2008, eine Farbkopie des Gästebuches

samt ersten Transkriptionen und Annotierungen ausgestellt, mit der ausdrücklichen Aufforderung an die BesucherInnen, Ergänzungen und Hinweise einzutragen.

Doch geht es, wie ich denke, nicht nur um weitere Identifizierungen lesbärer und unlesbarer Namen, sondern auch darum, dass nun das vorliegende Ergebnis von anderen Augen neu betrachtet wird. So erkannte ich zum Beispiel ohne Weiteres Robert Kirchberger auf einem Foto, auf dem die Herausgeber außer dem unübersehbaren Hirschfeld nur unidentifizierbare Personen gesehen hatten (Gästebuch S. 128, das mittlere Foto; Kirchberger vorn im Stuhl sitzend). Dass Kirchberger auf diesem Foto zu sehen ist, besagt wahrscheinlich auch, dass er Ende März 1935 bereits in Hirschfelds Diensten stand. Das ist durchaus neu.

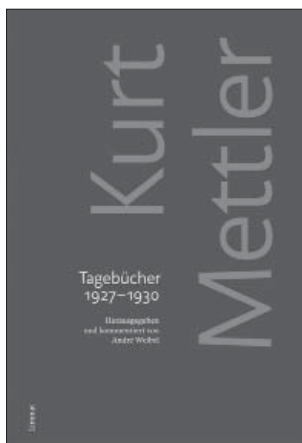
Hans Bergemann arbeitet zurzeit an einem ergänzenden Artikel für die *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*, in dem er Kommentare und Ergänzungen aufmerksamer LeserInnen zusammenfassen wird.<sup>1</sup> Vielleicht könnte man in Zeiten des Internets weiter gehen: HerausgeberInnen und Verlag könnten erwägen, die Publikation in Zukunft online zugänglich zu machen. Dann kann weltweit mitgelesen und mitgeschaut und miterschlossen werden.

Die Edition des Gästebuches wurde mit Recht und bewusst während der „Archives, Libraries, Museums and Special Collections (ALMS) Conference“ vorgestellt, die im Juni 2019 (zum sechsten Mal seit 2006) in Berlin stattfand, nicht zufällig im Haus der Kulturen der Welt, genau dort, wo einst Hirschfelds Institut stand. Dass dieses Gästebuch die Nazi-Zeit überlebte, ist ein kleines Wunder und vielleicht weniger die Folge einer Reihe von Zufällen, wie Marita Keilson-Lauritz in ihrer Einleitung schreibt. Aber diese Publikation sollte uns vor allem auch daran erinnern, dass der größte Teil von Hirschfelds Nachlass verloren gegangen ist oder noch nicht wiedergefunden wurde. Beide Möglichkeiten erklären sich aus der Angst vor den Nazis. Nach der Plünderung von Hirschfelds Institut waren Hirschfeld und seine nahen FreundInnen und MitarbeiterInnen sehr diskret und vorsichtig bezüglich der Aufbewahrungsorte dessen, was ihnen noch geblieben war oder was sie von den Nazis zurückkaufen konnten. Und genau diese Diskretion, die sie alle mit ins Grab nahmen, verhindert heute das Lokalisieren dieser Dokumente und Bücher und erschwert die Erforschung ihrer (Nicht-)Überlieferungsgeschichte. So bleibt zu hoffen, dass die Vorstellung von *Magnus Hirschfelds Exil-Gästebuch* bei dieser Tagung auch eine gute Gelegenheit war, die Verletzlichkeit des LSBTI\*-Erbes, das heute in Archiven, Bibliotheken und Museen bewahrt wird, in eine Perspektive von Vorsicht und Vorsorge zu stellen.

*Hans P. Soetaert, Gent, Belgien*  
*Übersetzung: Anna Berger-Wörrishof*

<sup>1</sup> Nunmehr erschienen als: Bergemann, Hans / Dose, Ralf / Keilson-Lauritz, Marita: Magnus Hirschfelds Exil-Gästebuch. Nachträge und Korrekturen, in: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*, Nr. 65/66, Dezember 2020, S. 47-58. Der Text erscheint in Kürze, ergänzt durch weitere Korrekturen, als Broschüre, die bei der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft bestellt werden kann.

**André Weibel (Hg.): Kurt Mettler: Tagebücher 1927–1930, Zürich: Limmat Verlag 2019, 1050 S., € 59**



Für Erika und Klaus Mann war er rückblickend nur ein namenloser Schweizer und ansonsten im wahrsten Sinne des Wortes nicht weiter der Rede wert. Wer aber heute das Journal von Kurt Mettler (1905–1930) zur Hand nimmt, welches die letzten vier Jahre seines kurzen Lebens umfasst, dem erschließt sich das so beeindruckende wie faszinierende Porträt eines Juristen, Galeristen, Kunstsammlers, Cellisten und Homosexuellen der Zwischenkriegszeit.

Der jung verstorbene St. Galler und seine Aufzeichnungen wären längst in Vergessenheit geraten, wenn die mehrere hundert Seiten umfassenden Tagebücher von seiner Familie nicht während Jahrzehnten wie ein Schatz gehütet und wenn dieser jetzt nicht dank David Streiff gehoben worden

wäre. Streiff, der frühere Direktor des Filmfestivals in Locarno und spätere Direktor des Bundesamtes für Kultur, ist über seine Großmutter mit der Familie Mettler verwandt.

In den Notaten begegnet uns der Prototyp dessen, was man gemeinhin als Sohn aus gutem Hause bezeichnet, stammt Kurt Mettler doch aus einer begüterten Textilhandelsfamilie. Wir lernen ihn bei sich zu Hause in St. Gallen und als Jus-Studenten in Zürich kennen. Wir erfahren vom belasteten Verhältnis zum Vater und von der verblüffend zärtlichen Verbindung zum Zwillingbruder Arnold. Mit diesem lebt er ein halbes Jahr in New York und reist dann alleine über Asien – wo er mit den Mann-Kindern Japan durchquert – und Russland in die Schweiz zurück. Hier hält er nur kurz inne, um anschließend nach Paris zu ziehen und dort 1929 eine eigene Galerie zu eröffnen. Diesen ungewöhnlichen Lebensstil kann er dank eines Aktienpaketes im Wert einer Viertelmillion Schweizerfranken führen, welches er im Alter von 20 Jahren – der damaligen Volljährigkeit – vom Vater geschenkt bekommen hat. Mettler fliegt, liebt schnelle Autos und fährt im mondänen Engadin Ski. Er lebt ein verschwenderisches Leben, wirkt in seinen Journaleinträgen oft wie ein altkluger Dandy und an zahlreichen Stellen auch schlicht wie ein unsympathischer Schnösel.

Gleichzeitig aber ist er ängstlich, befangen und unsicher. Gertrude Stein hat für die während und nach dem Ersten Weltkrieg Heranwachsenden den Begriff der *Lost Generation* geprägt. F. Scott Fitzgerald wiederum schrieb, seine Generation sei herangewachsen, nur um „alle Götter tot, alle Kriege gekämpft, jeden Glauben in die Menschheit zerstört“ vorzufinden. Genau so war das Lebensgefühl Kurt Mettlers, der die brüchige Gegenwart, in der er lebte, mit feinem Sensorium erfasste. So bietet sein Tagebuch einen einzigartigen Einblick in diese sowohl gesellschaftlich als auch



politisch und künstlerisch so dynamische wie rastlose Epoche, in der er geradezu atemlos nach Sinn, Seligkeit und Seelenheil sucht. „Wir sind die neue Generation, an uns liegt es, anders zu denken“, verkündet Mettler kühn, um sich im nächsten Moment wieder spießbürgerlich-verklemmten Selbstzweifeln hinzugeben. Er ist ein Zerrissener, der liebend gerne tradierte Werte übernehmen, ja sich an ihnen festklammern möchte, um Halt zu bekommen, der aber gleichzeitig ganz genau weiß, dass sie für ihn keine Gültigkeit mehr haben können. Einer, der sich sehnt, „in der Gesamtheit“ aufzugehen und „in den Zusammenhang eingereiht“ zu sein, und der innigst wünscht, sich einem Glauben vollkommen hinzugeben, um „seine Zwiespälte zurücklassen und seine vielfältigen Wünsche vergessen“ zu können.

Mettler hat schriftstellerische Ambitionen – und Talent! So sind seine dichten Aufzeichnungen sorgfältig und originell formuliert, vielfach gar von literarischer Qualität. Als Vielleser von Klassikern der Weltliteratur sowie der wichtigsten Werke seiner ZeitgenossInnen glaubt er ohne falsche Bescheidenheit sagen zu können, dass sein Tagebuch „unnachahmlich“ sei, und der heutige Leser kann ihm in dieser Einschätzung nur lebhaft beipflichten. Mettlers Journal hat seine besten Seiten, wenn er ohne Scheuklappen analysiert, seziiert und bewertet. Dabei gelingen ihm zuweilen gar visionäre Wahrnehmungen, etwa an jener Stelle, wo er nach einigen Wochen Aufenthalt in New York erkennt: „Die Amerikaner sind gerne bereit, einem Folge zu leisten. Man könnte sie missbrauchen. Sie sind kritiklos und gutmütig. Man könnte sie am Narrenseil herumführen.“

Sein ansonsten so glasklarer Blick und treffsicheres Urteil werden jedoch empfindlich getrübt, wenn es darum geht, sein gleichgeschlechtliches Begehren (an-) zu erkennen. Die aus dem Elternhaus übernommenen und vollkommen verinnerlichten puritanisch-strengen Moralvorstellungen verunmöglichen es ihm, seine Homosexualität zu akzeptieren und sich von den ihn ständig plagenden Skrupeln zu befreien. Mettler verordnet sich Selbstbeherrschung und widersteht den zahlreich notierten Avancen – auch jenen Klaus Manns. Lässt er dann endlich doch mal Gefühle zu, wie während einer Spanienreise gegenüber dem verführerischen Robert Gabert, vermag er dies in den schönsten und sinnlichsten Passagen zu beschreiben. Nach langem innerem Ringen offenbart Mettler schließlich einem Arzt seine homosexuellen Neigungen. Doch auch dann kann er sie nur schwer akzeptieren und es gelingt ihm nicht, seine Sexualität frei zu leben, obwohl er sich Ende der 1920er Jahre in den beiden damaligen schwulesbischen Hauptstädten Paris und Berlin bewegt. In diesem Zusammenhang ist es berührend und beklemmend, wie die zu Beginn nur sporadisch aufscheinenden Depressionen immer stärker werden und es dem ansonsten klarsichtigen jungen Mann nicht möglich ist, den Zusammenhang zwischen melancholischer Verzweiflung und zwanghaft unterdrückter Geschlechtlichkeit zu erkennen.

Kurt Mettler starb überraschend mit nur 25 Jahren in Paris just zu dem Zeitpunkt, als für ihn alle Krisen überwunden schienen und er glaubte, sich in der Hauptstadt der Moderne endlich ins pralle Leben stürzen zu können. Er hinterließ nach seinem

Tode einen Riesenberg Schulden sowie seine schockierten Geschwister und Eltern, die später dem Nationalsozialismus huldigten und deren jüngster Sohn als Schweizer Freiwilliger der Waffen-SS in der Ukraine fiel.

Die Herausgabe der Tagebücher Kurt Mettlers hat David Streiff dem Historiker André Weibel überantwortet, der mit den Briefen des Schweizer Gelehrten Johannes von Müller an Graf Louis Batthyány Szent-Iványi aus den Jahren 1802 bis 1803 bereits eine meisterhafte Quellenedition geliefert hat.<sup>1</sup> Dass Weibel sein Handwerk nicht bloß versteht, sondern perfekt beherrscht und sich nicht nur im Ancien Régime auskennt, belegen im vorliegenden Band sowohl sein ausgezeichnete biographische Essay – welchen man wohl am besten zuerst liest – als auch die unzähligen, teils geradezu epischen Fußnoten mit ihren vielen Verweisen und ihrer Überfülle an Bedenkenswertem sowie das ausführliche Personenregister. Letzteres liest sich wie ein *Who is who* der Talente und Verkannten, der Berühmten und Mächtigen jener Zeit. Kurt Mettlers soziale Stellung erlaubte es ihm, in die höchsten Kreise vorzudringen und sich in diesen wie ein Fisch im Wasser zu bewegen. Dies gilt nicht zuletzt für den Bereich der bildenden Kunst, die Mettler als Liebhaber und Museumsbesucher, aber auch als Käufer und Verkäufer in ihrer ganzen Breite überblickt, weshalb sein Tagebuch auch KunsthistorikerInnen als wertvolle Quelle dienen wird.

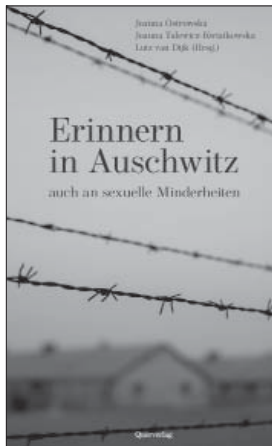
Das Ergebnis von André Weibels Recherche kann man schlicht als grandios bezeichnen! Nicht nur rollt er am Faden dieses einen Lebens hochanschaulich und verständlich Zeitgeschichte, Kulturgeschichte und Kunstgeschichte der Zwischenkriegszeit auf, sondern er leuchtet mit erstaunlicher Präzision und verblüffender Findigkeit jede noch so verborgene Seite von Kurt Mettlers Leben aus. Die Lust an der Wissensvermittlung verbindet sich hier aufs Schönste mit intellektueller Durchdringung verschiedenster Gebiete. Dicke Bücher stehlen sowohl Raum im Bücherregal als auch wertvolle Zeit. Dieser Wälzer rechtfertigt beides.

*Beat Frischknecht, Zürich*

**Joanna Ostrowska, Joanna Talewicz-Kwiatkowska, Lutz van Dijk (Hg.): *Erinnern in Auschwitz – auch an sexuelle Minderheiten*, Berlin: Querverlag 2020, 272 S., 18 €**

Ein in zweierlei Hinsicht doppeltes Forschungsprojekt präsentiert seine Ergebnisse: Die polnisch-deutsche HerausgeberInnengruppe mit Joanna Ostrowska, Joanna Talewicz-Kwiatkowska und Lutz van Dijk legt mit *Erinnern in Auschwitz – auch an sexuelle Minderheiten* eine interessante Zusammenstellung zur Verfolgung von Schwulen, Lesben und anderen sexuellen Minderheiten vor. Wie die HerausgeberInnen schreiben, soll sich die Forschung nicht von heteronormativen Nazi-Definitionen leiten lassen. Interessant ist das Werk nicht nur wegen der Zusammenstellung,

<sup>1</sup> Müller, Johannes von: „Einen Spiegel hast gefunden, der in allem Dich reflectirt“. Briefe an Graf Louis Batthyány Szent-Iványi 1802–1803, 2 Bde., hg. v. André Weibel, Göttingen: Wallstein Verlag 2014.



sondern auch, weil die Betrachtung nicht 1945 endet und die aktuelle Situation der Gegenwart und der aktuelle Forschungsstand einbezogen werden.

Lutz van Dijk verfolgt seit langem mit großer Leidenschaft ein Thema: das Erinnern an homosexuelle Häftlinge in der KZ-Gedenkstätte Auschwitz. Lutz van Dijks Engagement hat mehrere Ursachen: Zum einen war die Recherche nach der Rosa-Winkel-Häftlingsgruppe im Archiv der Gedenkstätte zentral. Zusammen mit weiteren Aktiven suchte er bereits im Jahr 1989 in den Häftlingslisten nach den Namen der Opfer. Zum anderen war es seine Begegnung und langjährige Freundschaft mit dem aufgrund seiner Homosexualität verfolgten polnischen KZ-Überlebenden Stefan K. (Teofil Kosziński, 1925–2003). Der Auschwitz-Überlebende und Menschenrechtsaktivist

Marian Turski schreibt in seinem Vorwort über seine eigene Befangenheit gegenüber Häftlingen mit dem rosa Winkel, die er jetzt mit Scham eine widerwillige, verhöhnende Erinnerung nennt.

Angesichts der Vielzahl an Publikationen der letzten 20 Jahre, die sich dem Thema „Homosexuellenverfolgung im Nationalsozialismus“ (und zeitlich darüber hinaus) widmen, betritt dieses Buch dennoch Neuland: Das europäische Ausland spielte bei den Untersuchungen bislang nur eine marginale Rolle. Das Werk ist in fünf Teile gegliedert:

### **Grundlagen und Umfeldler**

In diesem Abschnitt werden die Lücken der historischen Forschung benannt. Eine Einordnung der Verfolgung und des Gedenkens gelingt nur dann, wenn sich der Blick opfergruppenübergreifend weitet. Dafür sorgt ein einleitender Aufsatz des renommierten Holocaust-Forschers Stephan Lehnstaedt, der eindrücklich die Übertragung der von den Nationalsozialisten vorgenommenen Hierarchisierung der gesellschaftlichen Strukturen und ihrer Opfer in die Nachkriegsgesellschaft aufzeigt und damit Tendenzen offenlegt, die ein allseits beklagtes „Rollback“, also die Rückkehr zu längst überlebt geglaubten vordemokratischen Strukturen, aufzeigen.

Autoren wie Michael Berenbaum, der Forschungsdirektor am United States Holocaust Memorial Museum (USHMM), oder Rüdiger Lautmann, Nestor der Erforschung der Homosexuellenverfolgung, wählen in ihren Beiträgen persönliche Erlebnisse als Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen. Rüdiger Lautmann schildert darin, wie er persönlich seinen wissenschaftlichen Zugang zum Thema fand und wie dieser sich weiterentwickelte.

### Geschichte der Forschung

Anna Hájková nennt ihren Beitrag „*Eine unbequeme Geschichte*“ – warum wir eine queere Geschichte des Holocaust brauchen. Sie benennt die Lücke in der Geschichtsschreibung aufgrund fehlender Zeugnisse und überlieferter Erinnerung. Personen, die als verstörend wahrgenommen wurden, kommen in Zeugnissen nicht vor. Daher fordert sie zum Nachdenken über die „unwürdigen“ Opfer auf. Auch das eine Neuheit: Der Blick auf die Verfolgung lesbischer Frauen und lesbischen Verhaltens im Konzentrationslager hat in diesem Sammelband nicht nur marginale Bedeutung, sondern nimmt großen Raum ein. Im homophoben kommunistischen Nachkriegspolen – so Joanna Ostrowska – wurde lesbisches Verhalten in den Berichten der weiblichen Überlebenden immer wieder als „deutsche Krankheit“ abgetan, um selber als moralisch unangreifbar zu gelten. „Die sexuelle Frage hängt in den Erinnerungen unzertrennlich mit der nationalen Frage zusammen“, so die polnische Soziologin Agnieszka Nikliborc.

Die Publikation betritt mit einem weiteren Thema Neuland: Homosexuelle konnten Funktionshäftlinge werden. Noch brisanter und desto wertvoller ist es, dass die AutorInnen das Thema des Machtgefälles innerhalb des rechtsfreien Raums der Konzentrationslager aufgreifen und der Frage nachgehen, welche Rolle sexuelle Handlungen darin spielten. Sowohl zwischen Männern als auch zwischen Frauen führte die Ausnutzung dieses Machtgefälles zu traumatischen Erfahrungen der sexuellen Ausbeutung, die vor allem die jugendlichen Häftlinge betraf. Von Anfang an spielte in der Überlebendenliteratur das Thema „Polenjungs“ eine Rolle. Seit Eugen Kogons *SS-Staat* (1946) wurde die sexuelle Ausbeutung von jungen Polen durch privilegierte Häftlinge kolportiert. Die Lagerhomosexualität, für die der Frauenmangel im KZ verantwortlich gemacht wurde, führte nur allzu oft zu einer pauschalen Gleichsetzung mit der Häftlingsgruppe der Homosexuellen. Gefangene mit dem rosa Winkel standen unter Generalverdacht. Joanna Ostrowska und Lutz van Dijk gehen nun im Aufsatz *Pipels und Puppenjungen* sehr differenziert der Fragestellung nach, unter welchen Bedingungen und von wem diese sexuellen Handlungen ausgingen.

### Einzelschicksale

Hier werden von Raimund Wolfert mit drei Beiträgen, Lutz van Dijk, Jörg Hutter und Joanna Ostrowska Fälle von ermordeten und überlebenden Opfern erzählt. Die langjährigen persönlichen Begegnungen, ja Freundschaften, die so selten zwischen den Forschenden und den homosexuellen Überlebenden entstanden, machen dieses Buch überdies lesenswert: Nicht nur Lutz van Dijk, auch Jörg Hutter hatte die Chance, einen Auschwitz-Überlebenden, Karl Gorath (1912–2003), zu treffen, viele Gespräche mit ihm zu führen und schließlich seinen Nachlass zu übernehmen. Die Enttäuschung der Überlebenden über das Nachkriegsdeutschland (und -polen), die Scham über die eigene Verfolgungsgeschichte, die tunlichst verschwiegen wurde, der äußerst selten und leider hoffnungslos geführte Kampf um Entschädigung ziehen

sich als roter Faden durch diese Begegnungen.

Inhaltlich überraschend ist die Tatsache, dass es während der deutschen Besatzung auch Polen gab, die nach § 175 verurteilt wurden. Gemeinhin liest man, dass es nahezu ausschließlich Deutsche und Österreicher getroffen habe und einige wenige Männer aus den westlichen Nachbarstaaten. Nicht aber aus den slawischen Staaten – und hier bietet das Buch einige Beispiele, die sich nicht nur auf „Stefan K.“ beschränken. Auf ihn stieß Lutz van Dijk bereits im Jahr 1990. Seine Lebensgeschichte *Verdammt starke Liebe* (deutsch 1991, englisch 1995) konnte in polnischer Sprache allerdings erst im Jahr 2017 veröffentlicht werden, 14 Jahre nach „K.s“ Tod.

Im Bericht über Roman Iglar wird deutlich, dass es sich bei „Stefan K.“ nicht um eine singuläre Inhaftierung handelte. Zahlreiche Polen, Bewohner des Warthelandes, sind in Gefängnisakten nachweisbar. Im Fall von Iglar zog die Haft eine Einweisung in das KZ Auschwitz nach sich. Und das, obwohl er – anders als „K.“, der eine Beziehung zu einem deutschen Wehrmachtssoldaten pflegte – „nur“ mit polnischen Landsleuten sexuelle Beziehungen hatte. Eine Ausnahme unter Tausenden polnischer homosexueller Männer. Was die Behörden veranlasste, ausgerechnet ihn nach Auschwitz zu bringen, erfahren wir nicht. Die Kennzeichnung in Auschwitz war dann aber der rote Winkel. Nur mit mühsamer Quellenarbeit lassen sich diese Haftwege nachweisen – ein großes Verdienst dieses Buches, den Grundstein dafür gelegt zu haben.

### **Praktische Konsequenzen**

Mit zwei Beiträgen polnischer AutorInnen, Mariusz Kurc und Anna Dabrowska, sowie einem Beitrag von Daniel Baranowski von der Bundesstiftung Magnus-Hirschfeld wird ein Blick auf die heutige Aufarbeitung, aber auch auf die aktuelle Situation in Polen geworfen.

Sehr beeindruckend ist der Aufsatz von Mariusz Kurc, der seine eigene Geschichte in Polen vor und nach der Wende erzählt. Nicht nur das persönliche Bekenntnis ist sehr berührend, sondern auch das bereits erwähnte „Rollback“ im heutigen Polen ist zu erwähnen. Die queere Bewegung wird in Polen zunehmend nicht nur mit staatlicher Repression, sondern auch mit Hass verfolgt. Zum Glück stößt dies auf immer mehr Widerstand.

Van Dijks Gedenkaktivitäten zielen selbstverständlich nicht nur auf Auschwitz und Polen. Seit Jahren versucht er, den „Holocaust-Gedenktag“, also das jährlich am 27. Januar wiederkehrende Gedenken des deutschen Bundestages, mit einem zentralen Gedenkakt den wegen ihrer sexuellen Identität im Nationalsozialismus verfolgten Menschen zu widmen. Er hat es geschafft, eine lange UnterstützerInnenliste, die von KZ-Überlebenden über namhafte HistorikerInnen und GedenkstättenleiterInnen bis zu AktivistInnen der LSBTIQ-Szene reicht, zu sammeln. Ein Erfolg ist bis jetzt versagt geblieben.

### Biografische Informationen

In einem letzten Kapitel hat Rainer Hoffschildt aus seiner umfangreichen Materialsammlung 136 Einzelschicksale mit Daten rekonstruiert.

*Erinnern in Auschwitz – auch an sexuelle Minderheiten* ist zu wünschen, dass es auch in Polen veröffentlicht wird. Ein Buch, das neue Ansätze der Forschung zusammenfasst und weitertreibt. Und ein Buch, das in einer Art Mosaik wissenschaftliche Forschung und konkret erlebte persönliche Geschichte zusammenbringt.

*Albert Knoll, München & Martin Sölle, Köln*

### Raimund Wolfert: **Botho Laserstein. Anwalt und Publizist für ein neues Sexualstrafrecht**, Berlin / Leipzig: Hentrich & Hentrich Verlag 2020, 152 S., 14,90 €

Ende der 1920er sowie zu Beginn der 1930er Jahre war Dr. Botho Laserstein in Berlin und während der ersten Hälfte der 1950er Jahre in Düsseldorf und unter homosexuellen Menschen, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Gruppen zusammengefunden oder einschlägige Zeitschriften abonniert hatten, eine bekannte Persönlichkeit. Doch 65 Jahre nach seinem Tod ist Botho Laserstein weitgehend vergessen: 1990 veröffentlichte Herbert Hoven eine umfangreichere Monographie über ihn. In Bernd-Ulrich Hergemöllers 1998 herausgegebenem biographische Lexikon *Mann für Mann* umfasst die Biographie Lasersteins zweieinhalb Spalten; dasselbe ist in der erweiterten und ergänzten Neuausgabe dieses Werks (2010) der Fall. Der Rezensent widmete ihm 2005 einen umfangreicheren Beitrag, illustriert mit einer Porträtzeichnung von Rüdiger Trautsch und einer Zeichnung von Eberhard Brucks.

Mit seiner 2020 erschienenen Biographie will Raimund Wolfert den Juristen und Publizisten Botho Laserstein dem Vergessen entreißen oder zumindest als Wegbereiter einer Reform des Sexualstrafrechts würdigen. Grundlage seiner Arbeit sind zahlreiche Veröffentlichungen Lasersteins zwischen 1919 und 1955, ihn betreffende Archivalien in Basel, Berlin und Duisburg sowie der *Spiegel*-Artikel *Die Mönche lehnten ab* aus dem Jahr 1955.

Lasersteins Biographie ist die Geschichte eines begabten, zunächst rasch erfolgreichen, unangepassten, widersprüchlichen, heimatlos gewordenen, nach Anerkennung strebenden Mannes, der aus unterschiedlichen Gründen scheiterte und für den das Schicksal eine zynische Pointe bereithielt: die postmortale Zuerkennung einer beträchtlichen „Wiedergutmachungszahlung“, die ihm eine Existenz nach seinen Vorstellungen und Neigungen ermöglicht hätte.



Raimund Wolfert zeichnet die Stationen dieses Lebens gut lesbar nach. Dabei geht er im Wesentlichen chronologisch vor: Die sechs ersten Kapitel betreffen Lasersteins Verwandtschaftsverhältnisse, seine Kindheit, Jugend, den beruflichen Werdegang und seine Haltung zu Pazifismus und Judentum (S. 5-53). Ein 20 Seiten umfassendes Kapitel (S. 54-74) ist *Flucht und Exil* gewidmet. Die folgenden drei Abschnitte (S. 75-118) beschäftigen sich mit Lasersteins Versuchen, in Westdeutschland beruflich Fuß zu fassen und „heimzukehren“. Das abschließende Kapitel (S. 119-131) geht auf *Tod und Nachleben* ein. Das zwei Seiten umfassende Nachwort (S. 132-133) stammt von Botho Lasersteins 1953 geborenem Sohn Thomas Botho Hans Husemann-Laserstein, der damit auch Wolferts Arbeit autorisiert.

Zur Orientierung ein biographischer Überblick: Botho Curt Götz Laserstein wurde am 31. Juli 1901 in Chemnitz geboren. Kindheit, Jugend und frühe Erwachsenenzeit verlebte er in Berlin, wo er 1919 Abitur machte. Laserstein studierte Jura und bestand die beiden juristischen Staatsexamen im März 1923 bzw. im November 1926; unmittelbar danach wurde er zum Gerichtsassessor ernannt. Zum Dr. iur. war er 1925 promoviert worden. Nach der Zulassung als Rechtsanwalt (1928) ließ sich Laserstein als Anwalt in Berlin-Lichtenberg nieder. Im März 1927 heiratete Laserstein, und am 30. März 1929 wurde seine Tochter geboren (S. 8, 11, 13, 16, 18-19, 21-22).

Am 15. März 1933 flohen Laserstein, seine Frau und Tochter über die Tschechoslowakei nach Paris. Anfang März 1936 erfolgte seine Ausbürgerung. 1939 trat Laserstein zum Katholizismus über und ließ sich in Paris taufen (S. 55-56). Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Paris fand Laserstein in einer Benediktinerabtei im nicht besetzten Teil Frankreichs Zuflucht. Seine Frau und Tochter, die sich in einem anderen Ort versteckt hielten, wurden 1943 deportiert und in Auschwitz ermordet. Nach der deutschen Kapitulation in Frankreich blieb Laserstein in diesem Land und wurde 1947 französischer Staatsbürger (S. 65-66, 71-74).

Im Sommer 1951 erhielt Laserstein „probeweise und jederzeit widerruflich“ eine Anstellung als Staatsanwalt in Düsseldorf. In dieser Funktion eckte er in Kollegenkreisen wegen mangelnder Professionalität, als provozierend empfundener öffentlicher Auftritte und seiner Publikationen oft an. Anfang 1955 wurde er zum 30. April desselben Jahres aus dem Justizdienst des Landes NRW entlassen. Am 9. März 1955 schied er selbstbestimmt aus dem Leben (S. 76-77, 84-85, 107-110, 119-121, 123).

Wolfert gibt zunächst einen kurzen Abriss der Geschichte der jüdischen Gemeinde in Chemnitz, geht danach auf die Familie Laserstein ein und verweist u. a. auf die entfernte Verwandtschaft mit Heinrich Heine, den Botho Laserstein zutiefst ablehnte und stattdessen Ludwig Börne den Vorzug gab (S. 5-12). Ausführlich beschäftigt sich Wolfert auch mit der Genealogie der Familie von Lasersteins Frau Ilse, geborene Chodziesner (S. 19-20). Das ist interessant, doch erschließt sich nicht, welche Bedeutung die Verwandtschaft seiner Frau mit Gertrud Kolmar, Walter und Georg Benjamin oder gar der angeheirateten Hilde Benjamin, der späteren Vizepräsidentin des Obersten Gerichts und Justizministerin der DDR, für Botho Laserstein hatte.

Drei Themenschwerpunkte bestimmten Lasersteins juristisches und publizis-

tisches Wirken bis 1933: Pazifismus, Auseinandersetzung mit dem Judentum und Reform des Sexualstrafrechts, wobei sich die Frage stellt, welche Aspekte dieser Themen ihn mehr interessierten – die juristischen oder die publizistischen. Wolfert betont, dass der Pazifismus schon für den Schüler Laserstein ein Anliegen gewesen sei. Später wurde er Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft. Als Rechtsanwalt vertrat er bis 1931 Karl Kraus in dessen juristischer Auseinandersetzung mit dem „Blutlyriker“, d. h. dem Berliner Star-Kritiker Alfred Kerr, wegen dessen Kriegsgedichten. Allerdings löste sich Laserstein am Ende der Weimarer Republik und in der Emigration zunehmend von seinen pazifistischen Überzeugungen und vertrat schließlich eine Zeitlang leninistische Positionen von bewaffnete, Kampf und gerechten Kriegen (S. 13-17, 26-30, 33-35, 38-39, 63-64).

Laserstein wuchs als Mitglied der jüdischen Gemeinde auf und verstand sich zunächst bewusst als Jude. Doch kritisierte er schon als Abiturient, dass sich das Judentum nicht stärker für den Frieden eingesetzt habe. In der Folge verstärkte er publizistisch seine Kritik am Judentum, rief zu Kriegsdienstverweigerung auf und griff führende Mitglieder der jüdischen Gemeinde Berlin an. In seiner Broschüre über Ludwig Börne (1931) mit dem Untertitel *Die Überwindung des Judentums* akzeptierte er Börnes Übertritt zum Protestantismus, bezeichnete sich selbst aber noch als „aufrechten Juden“. Zu Beginn der Emigration scheint er eine atheistische Phase durchlebt zu haben, bis er 1939 zum Katholizismus übertrat und diese Konversion nie bereit zu haben scheint, was Bemühungen in den 1950er Jahren belegen, in das Kloster Maria Laach einzutreten (S. 14f., 48-51, 63-64, 121-123).

Von seinem dritten Themenschwerpunkt der 1920er Jahre ist Laserstein im Unterschied zu Pazifismus und Judentum zeitlebens nie abgerückt: dem Engagement für eine Reform des § 175 (R)StGB. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil nahm es sogar erheblich zu und äußerte sich u. a. in zahlreichen Artikeln in Hamburger Homosexuellenzeitschriften, in seiner Mitarbeit in der Hamburger Gesellschaft für Menschenrechte und in der 1954 veröffentlichten, 78 Seiten umfassenden, inhaltlich unsystematischen Publikation *Strichjunge Karl: ein internationaler kriminalistischer Tatsachenbericht aus dem Reich der Liebe, die ihren Namen nicht nennt* (S. 23-24, 40-46, 91-94, 98-104, 115-118). Doch war dieses Engagement in sich widersprüchlich und unentschieden, zeigte keinerlei Sympathien für homosexuelle Männer und befand sich nie auf der Höhe des fortschrittlichen wissenschaftlichen Diskurses.

Waren es in der Weimarer Republik die Strichjungen, die Laserstein vor Verführung durch die Freier schützen wollte und infolgedessen eine Freierbestrafung forderte, waren es in Lasersteins Düsseldorfer Zeit in den 1950er Jahren die Stricher, denen seine Verachtung und sein Kampf galten und für die er u. a. Arbeitslager und Prügelstrafe empfahl (S. 43-46, 100, 103, 117).

Fast wichtiger als eine Reform des § 175 scheint für Laserstein der Kampf gegen Erpressung und – zu Beginn der 1950er Jahre – gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe in Westdeutschland gewesen zu sein (S. 91, 94, 96-98, 100, 107).

Mehrfach geht Wolfert auf die Frage nach Lasersteins sexueller und geschlechtli-



cher Identität ein, ohne sie beantworten zu können. Während sich Laserstein selbst als „normalgeschlechtlichen Juristen“ bezeichnete (S. 94), sehen sein 1953 geborener unehelicher Sohn und der 1942 geborene uneheliche Sohn seiner Frau in Laserstein einen Homosexuellen, ohne dass sie ihn je kennen gelernt hätten (S. 42). Menschen, die Laserstein kannten, bestritten eine homosexuelle oder bisexuelle Veranlagung (S. 42-43). Das Verhältnis zu Wolfgang Furcht, den Laserstein adoptieren wollte, lässt viele Deutungen zu. Und kaum Verlässliches ist bekannt über die Verbindung zwischen dem Vorbild für den „Strichjungen Karl“ und Laserstein (S. 101, 127-128).

Mein Beitrag über Botho Laserstein aus dem Jahr 2005 schließt zusammenfassend: „Gescheitert ist Laserstein an seinem Nonkonformismus, an dem Unverständnis der Düsseldorfer Justiz für das Lebensschicksal dieses Mannes, der sich von der neuen deutschen Justiz wie von der NS-Justiz verfolgt sah, und an der Homophobie der Adenauer-Zeit“.<sup>1</sup> Nach der Lektüre von Wolferts Arbeit füge ich hinzu: „sowie an sich selbst“.

Zweifellos war Laserstein ein begabter, intelligenter und vielseitig interessierter Mensch, der sich neben juristischen mit politischen, philosophischen, religiösen, sozialen und literarischen Themen beschäftigte. Seine Publikationen und Entwürfe belegen, dass er kein systematischer Arbeiter und kein seine Argumente und Sätze sorgfältig abwägender Publizist war, sondern nicht selten zu überzogener Polemik neigte, was selbst Wohlwollende vor den Kopf stieß. Schon Mitte der 1920er Jahre soll ihn ein führendes Mitglied der Berliner jüdischen Gemeinde als „Revolverjournalisten“ bezeichnet haben (S. 51). Andere sahen ihn zur selben Zeit als schwierigen Partner und unsicheren Verbündeten (S. 29, 45-46).

Auffällig ist Lasersteins Unentschiedenheit bzw. seine Suche nach dem ihm gemäßen Weg: Was wollte er sein? Jurist? Publizist? Journalist? Sein Leben ist gekennzeichnet von Brüchen mit bisherigen Überzeugungen, vom Nebeneinander schwer vereinbarer Positionen – und dies schon weit vor 1933, also unabhängig von den Erfahrungen der Emigrationszeit.

Politisch führte ihn sein Weg vom Pazifismus bis zu dessen Ablehnung. Nach dem Krieg war er Mitglied der VVN und der Arbeitsgemeinschaft Demokratischer Juristen (ADJ), die vom Verfassungsschutz als kommunistisch infiltriert betrachtet wurden, lehnte das Grundgesetz ab, suchte aber gleichzeitig Hilfe bei Bundeskanzler Konrad Adenauer, dem Zentrumspolitiker Robert Amelunxen und bei Ernst Lemmer (CDU).

Bezeichnete er sich noch 1931 als „aufrechten Juden“ (S. 52), zeigte ihn seine 1934 erschienene Veröffentlichung *Justizmord av Catilina* eher als Atheisten (S. 60-64). Fünf Jahre später war er Katholik (S. 64).

Was Laserstein zur Rückkehr nach Deutschland bewog, bleibt weitgehend unklar. Er war frankophon, arbeitete literarisch in französischer Sprache, hatte eine Lehrerstelle in Dijon und war seit 1947 französischer Staatsangehöriger. Dennoch setzte

<sup>1</sup> Rosenkranz, Bernhard / Lorenz, Gottfried: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt, Hamburg: Lambda Edition 2005, 78.

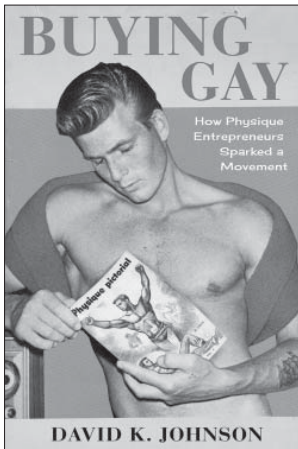
er alle Hebel in Bewegung, in Westdeutschland eine Stelle als Jurist im Staatsdienst zu erhalten, obwohl ihm Erfahrungen als Richter und Staatsanwalt fehlten. Seine Schwierigkeiten in Düsseldorf sind u. a. darauf zurückzuführen, dass er handwerkliche Fehler beging, sich im Ton vergriff und in Polemiken hart austeilte. Homophobie, Antisemitismus und Ablehnung von Remigranten taten ein Übriges.

Die Lebenswege von Käthe und Fritz Manasse, die 1949 nach Hamburg zurückkehrten, und von Fritz Valentin, der das schon 1946 getan hatte, belegen allerdings, dass von den Nationalsozialisten vertriebene Menschen im westdeutschen Nachkriegsjustizwesen haben Fuß fassen können – und dies sogar, wenn sie wie Fritz Valentin öffentlich für die Abschaffung der gegen gleichgeschlechtlich empfindende Männer gerichteten Rechtsnorm eintraten.

Ein solches Schicksal war Botho Laserstein nicht vergönnt. In Wolferts Buch sind Gründe hierfür ausführlich dargelegt. Mehr lässt sich über ihn schwerlich in Erfahrung bringen, wenn auch erstaunlich viel über ihn im Dunkeln bleibt.

*Gottfried Lorenz, Hamburg*

**David K. Johnson: *Buying Gay. How Physique Entrepreneurs Sparked a Movement*, New York: Columbia University Press, 2019 (Columbia Studies in the History of U.S. Capitalism), 328 S., \$ 32**



Es ist sicherlich kein Zufall, dass *Buying Gay* exakt 50 Jahre nach den Stonewall-Unruhen erschienen ist – geht es dem Historiker David K. Johnson (University of South Florida) doch darum zu zeigen, dass es bereits lange vor den Aufständen in der New Yorker Christopher Street, die vielfach als Wendepunkt der US-amerikanischen Homosexuellenbewegung im Allgemeinen und im Besonderen als katalytisches Moment der Entwicklung eines schwulen Marktsegments gewertet wurden,<sup>1</sup> einen *gay market* gab, der es homosexuellen Männern sowohl in den urbanen als auch den eher ländlichen Gebieten der USA erlaubte, sich im Sinne des US-amerikanischen Politologen Benedict Anderson als Teil einer „imagined community“ zu verstehen: den Zeitschriftenmarkt

der sogenannten *physique* oder *beefcake magazines* nämlich. Diese versorgten über ihre Abonnentenlisten Leser im gesamten Land per Postversand zunächst vor allem mit Bildern sportlich gebauter und leicht bekleideter junger Männer, später auch mit

<sup>1</sup> Etwa: Faderman, Lillian / Timmons, Stuart: *Gay L. A. A History of Sexual Outlaws, Power Politics, and Lipstick Lesbians*, New York: Basic 2006, S. 232.

Büchern und anderen speziell auf ihre Interessen zugeschnittenen Konsumgütern wie Kleidung oder Dekorationselementen, aber auch postalischen und persönlichen Kontakten zu anderen homosexuellen Männern. Zwar hat etwa die US-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Alexandra Chasin in einer bezeichnenderweise *Selling Out. The Gay and Lesbian Movement Goes to Market* betitelten Studie bereits im Jahre 2000 auf die identitätsstiftende Rolle einer zunehmend kommerziell ausgerichteten Presse für homosexuelle Männer in den USA hingewiesen.<sup>2</sup> Eben dieses etablierte Forschungsnarrativ des „selling out“ möchte Johnsons Studie über die Geschichte des *beefcake*-Genres von 1951 bis 1967 jedoch umkehren und zeigen, dass es vielmehr „the creation of a gay market, by and for gay people“ gewesen sei, die „the emergence and success of a gay movement“ zeitweilig habe (S. x).

Interessanterweise wählt Johnson in *Buying Gay* hierfür keinen von den Zeitschriftenstudien inspirierten Zugang, der sich in den letzten Jahren vor allem in den (amerikanistischen) Literatur- und Kulturwissenschaften wachsender Beliebtheit erfreut und der sowohl ZeitschriftenakteurInnen als auch -inhalte betrachtet.<sup>3</sup> Stattdessen nimmt er eine wirtschaftshistorische Perspektive ein, die den Fokus auf die jeweiligen Macher und ihr Geschäftsmodell legt. In diesem fungierten die Zeitschriften vor allem als Werbeplattformen für Fotografiestudios, die einige ihrer Werke kostenlos zum Abdruck zur Verfügung stellten und sich dadurch Kunden für weitere Einzelabzüge und Bilderserien zu gewinnen erhofften. Das zentrale wirtschaftliche Asset der Zeitschriften bestand somit in den selbst erstellten bzw. teilweise auch gekauften oder gemieteten Adresslisten von männlichen homosexuellen Kunden. Dementsprechend behandeln die insgesamt sechs Hauptkapitel von *Buying Gay* je eine Zeitschrift bzw. ein Unternehmen, das sich zumindest zeitweise der Produktion von *beefcake magazines* widmete: von Bob Mizers *Physique Pictorial* (1951), Edward Sagarins Cory Book Service (1952) sowie Randolph Bensons und John Bullocks *Grecian Guild Pictorial* (1955) zu Jack und Nirvana Zuidevelts Adonis Male Club (1959), Herman Lynn Womacks Guild Press (1957) sowie Lloyd Spinars und Conrad Germains Directory Services, Inc. (1963).

Die Entscheidung für eine solche Herangehensweise liegt sicherlich auch in der schwierigen Quellenlage begründet. Wie Johnson anmerkt, maß vor allem die frühe LGBT-Forschung *beefcake magazines* lediglich eine marginale Bedeutung für die politische Bewegung bei; folglich wurden solche primär kommerziell orientierten Presseerzeugnisse im Gegensatz zu den eher politischen bzw. aktivistischen *homophile magazines* auch nicht systematisch archiviert (S. viii). Digitalisierte, kostenpflichtige Privatarchive wie die Webseite [timinvermont.com](http://timinvermont.com) sowie einzelnen *beefcake*-Fotografen wie Lon of New York gewidmete Bildbände – durch die sich der kommerzielle Charakter dieses Zeitschriftengenes auch in seinem archivierten

<sup>2</sup> Chasin, Alexandra: *Selling Out. The Gay and Lesbian Movement Goes to Market*, New York: St. Martin's Press 2000, S. 91.

<sup>3</sup> Fagg, John / Pethers, Matthew / Vandome, Robin: Introduction. Networks and the Nineteenth-Century Periodical, in: *American Periodicals* 23 (2013), Heft 2, S. 93-104.

Nachleben erhält – können diesen Mangel an bibliographischer Aufarbeitung nur z. T. ausgleichen. Und so greift Johnson auch auf Selbstzeugnisse, Briefe und Interviews zurück, um die Geschichten der Menschen hinter dem enorm lukrativen Business, ihrer Motivationen und Strategien zu erzählen. Johnson zufolge existierten mehr als 20 solcher Magazine mit einer Auflage von je 20.000 bis 40.000 Exemplaren (S. ix).

Der schwierigen Quellenlage ist es sicher auch geschuldet, dass Johnson ansonsten nur selten konkretere Zahlen nennt. In der Tat haben bereits erschienene Rezensionen zu Recht darauf hingewiesen, dass es *Buying Gay* zuweilen nicht nur an terminologischer Schärfe, sondern auch an aussagekräftigen wirtschaftlichen Daten zum *beefcake*-Business mangelt.<sup>4</sup> Doch erlaubt es der Fokus auf wirtschaftliche Akteure Johnson auch, thematisch an sein vorheriges Werk *The Lavender Scare. The Cold War Persecution of Gays and Lesbians in the Federal Government* (2004) anzuschließen, eine preisgekrönte Studie über die Verfolgung Homosexueller durch die US-amerikanische Bundesregierung während der McCarthy-Ära. Denn die Geschäftsabwicklung über den U.S. Postal Service setzte sowohl die Produzenten als auch die Konsumenten von *beefcake magazines* und die mit ihnen verbundenen Versandhandelsanbietern der Zensur, den Einschüchterungstaktiken und der Verfolgung durch die Postbehörde aus, die das Recht hatte, den Versand von „obszönem“ Material zu verweigern und zu unterbinden.

Insbesondere während der Amtszeit des republikanischen US-Postministers Arthur E. Summerfield (1953–1961), aber auch unter seinem demokratischen Nachfolger J. Edward Day (1961–1963) – also zur Blütezeit des Genres – setzte die Post so z. T. illegale Mittel wie Gespräche mit ArbeitgeberInnen von Konsumenten von *beefcake*-Material ein, um speziell homosexuelle Lehrer und Dozenten einzuschüchtern. In den Kapiteln zum Adonis Male Club und zur Guild Press geht Johnson auch detailliert auf die gerichtlichen Auseinandersetzungen vor dem U.S. Supreme Court in den Jahren 1962 (*Manual v. Day*) und 1967 (*U.S. v. Spinar and Germain*) ein, die einerseits das juristische Verständnis von „Obszönität“ neu regelten und es den Produzenten von *beefcake*-Magazinen erlaubten, immer freizügigeres Material zu drucken und zu versenden, und die damit andererseits auch den Beitrag des kommerziellen *gay market* zur politischen Arbeit der Homosexuellenbewegung brennglasartig illustrieren.

Schließlich erlaubt es der Fokus auf Zeitschriftenakteure Johnson auch, die wissenschaftliche Debatte um das sogenannte *Greek alibi* weiter voranzutreiben, auch wenn seine Argumentation hier z. T. grob widersprüchlich anmutet. Spätestens seit Thomas Waugh's *Hard to Imagine* (1996) wurden die zahlreichen Referenzen auf die griechische Antike in *beefcake*-Zeitschriften als eines mehrerer „Alibis“ zur Umgehung der Zensur durch die Postbehörden gewertet.<sup>5</sup> Johnson unterstützt diese

<sup>4</sup> Stern, Marc J.: Rezension von David K. Johnson: *Buying Gay*, in: *Business History Review* 93 (2019), Heft 3, S. 649-650.

<sup>5</sup> Waugh, Thomas: *Hard to Imagine. Gay Male Eroticism in Photography and Film from*

Argumentation einerseits, indem er mehrfach selbst den Begriff „Alibi“ verwendet und behauptet, dass nach der *U.S. v. Spinar and Germain*-Entscheidung 1967 „the artistic, bodybuilding, and classical alibis that had been used to justify male nudity fell away“ (S. 215). An anderer Stelle zeigt Johnson jedoch, dass dies gerade nicht der Fall war – „the use of the classical Greek trope [...] continued for decades, even when the need for an alibi had eroded if not disappeared“ (S. 115) – und verweist in diesem Zusammenhang auch auf die spätestens seit dem Hellenismus des 19. Jahrhunderts etablierte Verbindung von Homosexualität und griechischer Antike (S. 84).

Vor allem jedoch zeigt Johnson in seinem Kapitel zum *Grecian Guild Pictorial*, sicherlich diejenige Zeitschrift, die sich am häufigsten und konsequentesten textueller und visueller hellenistischer Diskurse bediente, dass sowohl Macher als auch Rezipienten die klassische Antike ganz im Sinne einer „invented tradition“ (Eric Hobsbawm & Terence Ranger) durchaus als identitätsstiftend begriffen: „Their invocation of ancient Greece was less a cover or alibi to hide behind than a way to signal to other likeminded men. To many of their gay readers, the name *Grecian Guild* was not a fig leaf to justify the illicit but a wink of the eye to signify a common desire“ (S. 90). Ein detaillierterer Blick auf die genauen Inhalte des Magazins könnte hier weitere Erkenntnisse liefern. Insofern liefert *Buying Gay* nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der LGBT-Bewegung in den USA, indem es die Rolle kommerzieller Produkte und kapitalistischer Praktiken zur Herausbildung einer schwulen Identität betont, sondern bietet – quasi nebenbei – auch spannende Anknüpfungspunkte für die Forschung zur Antikerezeption in der Neuen Welt.

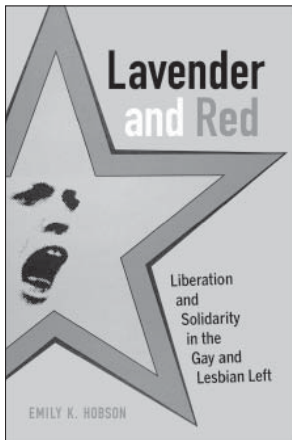
*Florian Freitag, Duisburg-Essen*

### **Emily K. Hobson: *Lavender and Red. Liberation and Solidarity in the Gay and Lesbian Left, Oakland, California: University of California Press 2016, 336 S., \$ 29,95***

Emily K. Hobsons Studie, die den Aktivismus der lesbischen und schwulen Linken in der San Francisco Bay Area in den Jahren von 1969 bis 1991 untersucht, ist ein Meilenstein der geschichtswissenschaftlichen Dokumentation und Analyse radikaler sozialer Bewegungen. Auf Grundlage von Archivforschung und Interviews mit Aktivist\*innen erzählt Hobson die Geschichte zahlreicher Kampagnen und Kämpfe, die über die Jahrzehnte hinweg von lesbisch-schwulen Gruppierungen in San Francisco, Oakland und Berkeley initiiert und getragen wurden. Dabei zeichnet sie die Entwicklung eines dynamischen und schlagkräftigen dezidiert linken lesbisch-schwulen Aktivismus nach. Inspiriert durch die globale Studierendenrevolte von 1968, artikuliert sich dieser zuerst in der schlagartigen Mobilisierung von Gay-Liberation-Aktivist\*innen. Er erschöpfte sich jedoch bei weitem nicht darin. Vielmehr gelang es den Aktivist\*innen durch ihr politisches Wirken über Jahrzehnte hinweg, die inhaltlichen und organisatorischen Grundlagen für soziale Kämpfe in

---

Their Beginnings to Stonewall, New York: Columbia University Press 1996, S. 219-227.



vielfältigen Bereichen zu legen. Ihre Schwerpunkte lagen insbesondere auf der Solidarität mit zentralamerikanischen revolutionären Bewegungen, der Antikriegspolitik, HIV/Aids und der Abwehr politischer Repression von Seiten der sogenannten „Neuen Rechten“.

Hobson zufolge waren Antimilitarismus, Anti-imperialismus und Antirassismus Kernelemente einer gegenkulturellen politischen Bewegung, die sich über Fragen der Geschlechter- und Sexualitätspolitik hinaus an Debatten der Neuen Linken orientierte. Weitere wichtige Einflüsse seien *Black Power* (insbesondere die Black Panther Party for Self-Defence) und die antikolonialen Kämpfe der sogenannten Dritten-Welt-Linken (*Third World Left*) gewesen.

*Lesbian and gay* (lesbisch und schwul) seien die dominanten Identitätskategorien im behandelten Zeitraum gewesen, auch wenn Referenzen zu Bisexualität und Trans\* über die Jahrzehnte hin zumindest nominell an Bedeutung gewonnen hätten. Am Ende des Werkes behandelt Hobson das Umschlagen linker Bewegungspolitik in einen neuen queeren Aktivismus. Hobson dokumentiert hier auch die Entstehung eines *Queer of Color*-Aktivismus Schwarzer, asiatischer, lateinamerikanischer und anderer (auch gemischt-ethnischer) Diasporagruppierungen. Oftmals hätten diese für bestimmte Aktionen und Kampagnen mit den mehrheitlich weißen lesbisch-schwulen linken Organisationen kooperiert. Vor allem hinsichtlich der Solidaritätspolitik mit zentralamerikanischen Befreiungsbewegungen sei lesbisch-schwule Politik in dieser Periode durch ihr Bemühen um die Schaffung grenzübergreifender Diskussions- und Organisationsstrukturen auch transnational gewesen. Darüber hinaus wird Homophobie in der Linken mehrfach im Text thematisiert.

Für die lesbisch-schwule Linke seien Ideen der sexuellen Befreiung auf das Engste mit einer Politik der Solidarität verbunden gewesen. Solidarität sei der Schlüsselbegriff gewesen, der antikapitalistische lesbisch-schwule Politik mit Antirassismus, Antimilitarismus und Antiimperialismus verknüpft habe. Heterosexismus sei als Bestandteil verschiedener miteinander verbundener Machtkomplexe gedeutet worden, eine Sichtweise, durch welche nichtheterosexuelle Identitäten weit über Fragen des Begehrens und der sexuellen Erfahrung hinausgehend grundlegend politisiert worden seien.

Hobsons Studie ist chronologisch angelegt und versucht aufzuzeigen, wie bestimmte Bewegungszyklen die Politikansätze in späteren Phasen und zu anderen Themen beeinflussten. Durch eine Betonung der Kontinuität radikaler lesbisch-schwuler Organisierung versucht sie einer Geschichtsschreibung entgegenzuwirken, die die Militanz von Stonewall oder ACT UP als Ausnahmephänomene US-ameri-

kanischer lesbisch-schwuler Politik darstelle. Die im dominanten Geschichtsdiskurs übliche Fokussierung auf die *Stonewall Riots* als isoliertes Phänomen der Militanz und deren Interpretation als ein vermeintliches Strohfeuer der Bewegung tendieren auch dazu, von der Repression und Polizeigewalt abzulenken, die viele der von ihr beschriebenen antikapitalistischen, antirassistischen und antiimperialistischen Bewegungen und Kampfzyklen erstickt habe. Hobson ist der Meinung, ein Wahrnehmen dieser sozialen Kämpfe könne auch dazu beitragen, weitere Gewissheiten innerhalb der dominanten Erzählung lesbisch-schwuler Geschichte ins Wanken zu bringen, insbesondere die Annahme, lesbisch-schwule Politik der 1970er und 1980er Jahre habe vor allem auf essentialistischen und statisch-eindimensionalen Identitätskategorien beruht. Die internationale Bündnispolitik und die Herausarbeitung antikapitalistischer Positionen, die sowohl antiimperialistisch, antirassistisch, antixexistisch waren als auch auf lesbisch-schwule Befreiung abzielten, demonstrieren ein dynamisches Politikverständnis. In diesem sei die Verflechtung von Sexualität mit Geschlecht, Ethnizität/*race*, Klasse und Nation stets mitgedacht worden. Im allgemeinen Geschichtsbewusstsein dominieren heute die Narrative des Separatismus und des (bürgerrechtlichen) Liberalismus. Hobsons Studie zeigt jedoch, wie viele Post-Stonewall-Radikale Koalitionen zu komplexen Mehrfachthemen eingingen und sich der Bildung einer revolutionären linken Bewegung widmeten.

Das Werk besteht aus einer Einleitung, sechs Kapiteln, die sich an spezifischen Politikfeldern orientieren, sowie einem kurzen Epilog. Die Kapitel dokumentieren die wichtigsten Aktionen, Kampagnen und Orte und zeichnen ein Bild einer komplexen politischen Landschaft, die von einem weiten Netz größerer und kleinerer Gruppen geprägt war, die in Solidarität oder aber auch in Konflikten miteinander kooperierten. Hobson zeigt, wie einzelne langjährige Aktivist\*innen ihre organisatorischen Erfahrungen in verschiedene soziale Konflikte und Politikfelder einbrachten. Darin habe sich eine Qualität der Kontinuität angedeutet, die gemeinschaftsfördernd gewirkt habe, wobei viele lesbisch-schwule Linke die aktivistische Kultur zum Zentrum ihres Lebens gemacht hätten.

Das erste Kapitel widmet sich den grundlegenden Diskussionen innerhalb der sich Ende der 1960er Jahre auf den Grundlagen der homophilen Bewegung herauskristallisierenden *Gay-Liberation*-Gruppierungen (einschließlich der San Francisco Gay Liberation Front). Der oft verwendete Begriff des *gay ghettos* lege nahe, Lesben und Schwule teilten die Erfahrungen Schwarzer Menschen im städtischen Raum. In ihm manifestiere sich eine Kritik der polizeilichen Gewalt und Kontrolle und der Ausbeutung durch überhöhte Mieten und schlecht bezahlte Jobs (oft in *gay bars* oder anderen Teilen der *pink economy*). Das Wort *Ghetto* habe für die Eingrenzung lesbisch-schwulen Lebens in einer letztendlich feindlichen Umgebung und den Ausschluss von der vollen Teilnahme am öffentlichen Leben gestanden. Impulse zu einer antiimperialistischen und antirassistischen Ausrichtung der linken Strömungen innerhalb der *Gay Liberation* seien (unter anderem) aus dem Widerstand gegen den Vietnamkrieg und dem Aktivismus der Black Panther Party for Self-Defense

gekommen. Letztere habe durch die 1970 abgehaltene Black Panther Party's Revolutionary People's Constitutional Convention (RPCC) versucht, progressive Bewegungen (einschließlich der *Gay Liberation*) in antisystemische und antirassistische Kämpfe einzubinden. Eher nationalistische Impulse und somit ein Mangel an kritischer Distanz zu weißem Siedler\*innen-Kolonialismus hätten sich hingegen in der Kampagne für ein (vornehmlich) lesbisch-schwules Siedlungsprojekt im kalifornischen Alpine County in den Jahren 1970 und 1971 offenbart.

Kapitel 2 beschreibt die militante Kultur eines antiimperialistischen lesbischen Feminismus in der San Francisco Bay Area. Organisierte Gruppen und ein Netzwerk von Wohngemeinschaften und kommunalen Projekten unterstützten über viele Jahre hinweg Susan Saxe, die aufgrund bewaffneter Aktionen zur Unterstützung der Bewegung gegen den Vietnamkrieg und der Black Panther Party untergetaucht war. Hobson beschreibt eine weitverbreitete Strategie des kollektiven Widerstandes (*collective defense*), die auf dem Konsens beruht habe, nicht mit den Unterdrückungsapparaten des Staates zu kooperieren und – bis hin zum Mittel des bewaffneten Kampfes – diejenigen zu unterstützen, die sich (als Teil ihrer Betätigung im *underground*) der Staatsrepression ausgesetzt sahen. Die Kritik an Polizeigewalt sei auch eine Antwort auf die jahrzehntelange Repression insbesondere gegen Frauen gewesen, die sich durch gender-nichtkonformes Verhalten auszeichneten, sowie auch gegen Trans\*Personen. Ferner hätten sich viele (einschließlich vieler weißer Aktivist\*innen) an Aktionen zur Unterstützung der größtenteils kriminalisierten Schwarzen Befreiungsbewegung und der Antikriegsbewegung beteiligt. Linke lesbisch-feministische Bewegungen hätten auch eine Kampagne gegen die Kriminalisierung von Joan Little und Inez Garcia getragen, die sich gewalttätig gegen ihre Vergewaltiger zur Wehr gesetzt hatten und die wie Susan Saxe als politische Verfolgte betrachtet wurden.

Im dritten Kapitel werden die Kämpfe von Mitter der 1970er Jahre betrachtet, die sich auf internationale Solidaritätsarbeit bezogen. Diese galt insbesondere Chile vor und nach dem Putsch von General Augusto Pinochet gegen Salvador Allende sowie auch dem postrevolutionären Kuba, auch wenn Teile der kubanischen Solidaritätsbewegung, wie die Venceremos Brigades, Homosexualität als bourgeoisi-kapitalistische Perversion denunzierten. Ferner gab es Arbeitskämpfe gegen geschlechterbezogene Gewalt und Polizeirepression.

Das Kapitel behandelt auch den Widerstand gegen Anita Bryants 1977 aufgenommene „Save the Children“-Kampagne und den von John Briggs eingebrachten Gesetzentwurf *Proposition 6*, welcher einen Angriff auf lesbische oder schwule Lehrer\*innen und diejenigen darstellte, die sich im Unterricht für geschlechtliche und sexuelle Vielfalt einsetzten. Hobson würdigt hier auch die unter vielen radikalen Schulen häufige „Politik des Schwuchtelums“ (*politics of faggotry*), die eine durch positive Bezugnahme auf den Feminismus geprägte performative und ideologische Ablehnung jeglicher patriarchalen Maskulinität darstellte.



Kapitel 4 und 5 konzentrieren sich auf die Solidaritätsarbeit mit revolutionären Bewegungen in Zentralamerika, insbesondere die Unterstützungsarbeit für die Sandinistische Revolution. In Kapitel 4 wird der kulturell diverse Aktivismus im Mission District dokumentiert. Dieser Stadtteil hatte sich aufgrund der hohen Zahl von Einwohner\*innen chilenischer, puertorikanischer, kubanischer, salvadorianischer oder mexikanischer Herkunft zu einem Zentrum des transnationalen Aktivismus entwickelt. Im Kapitel werden unter anderem die Aktionen des Third World Gay Caucus, der Gay Latino Alliance, der Bay Area Gay Liberation und der Gay People for the Nicaraguan Revolution analysiert sowie die wichtigsten Zentren für die Zentralamerika-Solidarität beschrieben, wie das das Mission Center, das San Francisco Women's Building und das Casa Nicaragua.

In Kapitel 5 wird die Diskussion über die Nicaragua-Solidarität fortgeführt und ein Schwerpunkt auf die Organisation von Besuchen durch Delegationen von Nicaragua-Solidaritätsbrigaden in den Jahren 1984 und 1985 gelegt. Die Mehrheit der 18-köpfigen Delegation der Gruppe Somos Hermanas (ein Ableger der Alliance Against Women's Oppression, die sich aus der Third World Women's Alliance entwickelt hatte), die 1984 eine Reise durchführte, waren *Women of Color*. Die Hälfte von ihnen identifizierte sich als lesbisch oder bisexuell. Somos Hermanas orientierte sich an einem *Women-of-Color*-Feminismus, der sich in Publikationen wie Cherríe Moragas *Loving in the War Years* (1983) oder dem von Cherríe Moraga und Gloria Anzaldúa herausgegebenen Band *This Bridge Called my Back* (1981) manifestierte. Die 1985 organisierte Nicaraguafahrt der Victoria Marcado Brigade war in der Planungsphase ein Teil der antiimperialistischen Gruppe Lesbian and Gays Against Intervention. Eine organisatorische Trennung habe dann jedoch zu einer stärkeren Beteiligung und Kontrolle von *People of Color* geführt. Der zweite Teil des Kapitels konzentriert sich stärker auf die Zusammenarbeit nicaraguanischer Aktivist\*innen mit den *brigadistas/os* und anderen lesbisch-schwulen US-amerikanischen Aktivist\*innen, die sich in Nicaragua aufhielten. Im Kapitel werden die Strategien und Informationspolitiken erörtert, mit denen nicaraguanische Aktivist\*innen diese Bündnispolitiken bewusst für sich gestalteten.

Kapitel 6 liefert eine detaillierte Schilderung des HIV/Aids-Aktivismus in der Bay Area seit 1984, welche belegt, dass sich die Militanz dieser Bewegung nicht auf die Aktionen von ACT UP beschränkte. Hobson widmet sich den Aktionen von Gruppen wie San Francisco Citizens for Medical Justice (CMJ), AIDS Action Pledge (AAP), ACT UP San Francisco, Stop AIDS Now Or Else (SANOE), Third World Aids Advisory Task Force und das Latino AIDS Project. Parolen wie „Money for AIDS, not War“, „Fight AIDS, Not Nicaragua“, „Quarantine the War Machine, not People with AIDS“ oder „Health Care – not Contra Aid“, die in diesen Jahren auf verschiedenen Protesten zu hören oder zu lesen waren, bezeugten, wie stark der HIV/Aids-Aktivismus dieser Jahre mit antiimperialistischen und antimilitaristischen Bewegungsidealen verknüpft gewesen sei. Erst am Ende der 1980er Jahre seien diese Inhalte in den Hintergrund getreten. Hobson erklärt dies mit dem Zu-

sammenspiel verschiedener Faktoren, einschließlich dem Abwehrkampf gegen die erstarkende Rechte in den USA, der Orientierungslosigkeit der Linken nach dem Zusammenbruch des realexistierenden Sozialismus sowie dem massenhaften Sterben von Aktivist\*innen aufgrund der Aids-Epidemie.

Hobson betont den aus der Aids-Krise resultierenden Generationenbruch, der zur Folge gehabt habe, dass nur wenige innerhalb der Welle eines neuen queeren militanten Aktivismus der frühen 1990er Jahre ein Bewusstsein über die Details und Inhalte vorhergehender Kämpfe und Bewegungszyklen gehabt hätten. Dieses fehlende historische Bewusstsein habe wiederum eine Dominanz von Erzählungen hinsichtlich der Genealogie queerer Politik ermöglicht, die sich kaum auf Antikapitalismus, Antirassismus, Antiimperialismus und komplexe Koalitionspolitiken beziehe.

Hobsons Studie erlaubt uns daher wichtige Einsichten in die Geschichte sozialer Bewegungen in Kalifornien und den USA. Gleichsam lenkt sie die Aufmerksamkeit auf die konkreten Herausforderungen lokaler und transnationaler Solidarität und lädt zur Wiederaufnahme einer Diskussion über die Rolle von Kapitalismus, Rassismus und Imperialismus in der Kontrolle von Sexualität und Geschlecht ein. Es handelt sich somit um ein rundheraus gelungenes Werk kritischer Geschichtswissenschaft.

*Christian Klesse, Manchester*

### **Lara Ledwa: Mit schwulen Lesbengrüßen. Das Lesbische Aktionszentrum Westberlin (LAZ), Gießen: Psychosozial-Verlag 2019, € 19,90**



Lara Ledwas Buch entstand aus einer Abschlussarbeit im Fach Gender Studies. Quellengrundlage ihrer diskurstheoretischen Analyse sind 36 Ordner des Berliner Lesbischen Aktionszentrums, die im Berliner Archiv Spinnboden aufbewahrt werden, das wiederum aus dem Lesbischen Aktionszentrum hervorging. Als Motivation für ihre Arbeit nennt die Autorin „das Gegenwärtighalten vergangener, aber immer noch anhaltender Geschichte/n und Bewegungen, das ich für unabdingbar halte“ (S. 9). Ausdrücklich dankt sie den „zeitgenössischen Aktivistinnen und Vorreiterinnen für ihre wichtige Arbeit“ (S. 9).

Lara Ledwa stellt die Geschichte des LAZ dar: In den Anfangsjahren der Frauengruppe der Homosexuellen Aktion Westberlin (HAWF) 1972/1973 war deren zentrales Ziel das Aufbrechen der Isolation lesbischer Frauen. Gegen die Isolation setzten die HAW-Frauen Vernetzung und Öffentlichkeitsarbeit ein. So wirkten sie an zwei 1973 und 1974 gesendeten Fernseh-Dokumentationen mit, den ersten Fernsehbeiträgen, in denen lesbische Frauen über

Diskriminierung sprachen. Damals beschrieben sie sich oftmals als schwule Frauen. 1973 bezog die HAWF eigene Räume. 1975 nannte sich die Gruppe Lesbisches Aktionszentrum (LAZ). Ab 1974 organisierte das LAZ einige Jahre lang das bundesweite Lesbenpflingstreffen (heute: Lesbenfrühlingstreffen). Zwischen 1975 und 1982 erstellte das Kollektiv des LAZ die Zeitschrift *Lesbenpresse*. 1973 und 1974 protestierten die HAW-Frauen auch gegen die Kriminalisierung lesbischer Liebe im Zusammenhang mit der Berichterstattung der *Bild-Zeitung* über einen Prozess im holsteinischen Itzehoe. Von der Berliner Frauengruppe ging der erste öffentliche Protest gegen diese Berichterstattung aus. Inhaltliche Ansätze diverser Arbeitsgruppen, die in und aus dem LAZ entstanden, sind Lara Ledwa zufolge bis heute in der Struktur von „lesbischen\_queeren\_feministischen Communities“ (S. 131) verankert, z. B. Lesbenalltag, Feminismus, Archiv oder Beratungsstellen. Die Vernetzung durch verschiedene Strategien „lässt sich als eine nachhaltige und vielleicht sogar die wichtigste Methode zum Aufbau, zur Organisation und zur weiteren Existenz lesbischer und feministischer Gruppen in den 1970er Jahren festhalten, bei der die HAWF/LAZ Pionierinnenarbeit leistete“ (S. 107). Die Auflösung des Zentrums 1982 könne als Erfolg verstanden werden, da „die Projekte ihm entwachsen waren und in anderen Formen, an anderen Orten selbständig weiterexistierten“ (S. 134).

In fünf Kapiteln geht Lara Ledwa verschiedenen Entwicklungen und Debatten des LAZ und dessen Vorgängerin, der HAWF, nach. Eine der Forschungsthesen lautet, die Lesbenbewegung habe sich als schwul angesehen, bevor sie feministisch wurde. Lara Ledwa zeichnet nach, wie sich durch nicht gelungene Repräsentationen lesbischer Mitarbeit und Anliegen in der Schwulen- und in der Frauenbewegung der lesbische Separatismus durchsetzte. Eine weitere These lautet, das LAZ habe maßgeblich der bundesdeutschen Emanzipationsbewegung von Lesben\* und Frauen\* den Weg geebnet. Für Westberlin zitiert Lara Ledwa einige Papiere, aus denen diese Einschätzung hervorgeht. Auch beantworteten die Frauen der HAW bzw. des LAZ in den 1970er Jahren hunderte Briefe aus verschiedenen Teilen der Republik, vermittelten regionale Adressen und regten in ihren Antworten an, überall lesbische Aktionsgruppen zu gründen.

Zweifellos ist es erfreulich, dass sich junge Frauen – Lara Ledwa ist 1990 geboren – für lesbische Geschichte interessieren und darüber forschen. Es ist wichtig, die eigene Bewegungsgeschichte aufzuspüren und für gegenwärtige politische Arbeit zu nutzen. Mehr noch, Lara Ledwa hebt wiederholt hervor, wie bedeutend die Arbeit der Pionierinnen der HAWF und des LAZ war. Ihre eigene Forschungsperspektive beschreibt sie als wertschätzenden Ansatz (S. 15) und als „Stimme einer lesbisch\_queeren ‚nicht dabeigewesenen‘ Generation“ (S. 9). Im Fazit formuliert sie die Hoffnung, dass sie sowohl lesbische als auch queere Positionen stärken und diese miteinander verbinden konnte (S. 139).

In den 1970er Jahren hätte dies als solidarische Kritik gegolten. So betont denn auch die Autorin in einem späteren Kommentar: „Um stetig lernen zu können und

weiterzukommen, sehen wir es als hilfreich an, Bewegungen und deren Geschichten zu reflektieren und auf eventuelle Ausschlüsse oder diskriminierende Praxen hinzuweisen. Kritische Selbstreflexion ist für solidarische Bündnisse unabdingbar – und sollte stetig in den eigenen Reihen stattfinden und gern auch durch wissenschaftliche Arbeiten angeregt werden.“<sup>1</sup>

Damit antwortete Lara Ledwa auf Widerstand, auf den das Buch stieß. Gegen die Verwendung des früheren kämpferischen Symbols auf der Titelseite erwirkten einige Frauen des LAZ eine Unterlassungserklärung: Mit der Verwendung des Symbols würden ihre Urheberrechte verletzt. Die Klägerinnen fordern die Einstellung des Buchvertriebs. Bereits zuvor hatten sich ehemalige LAZ-Aktivistinnen von Lara Ledwas Forschung distanziert.

Es scheint, als gehe der Streit um die Deutungshoheit über die Geschichte des LAZ. Zu Recht fragt die Journalistin Stephanie Kuhnens daher in diesem Zusammenhang: „Es muss auch selbstkritisch gefragt werden: Wem gehört lesbische Sichtbarkeit?“<sup>2</sup>

Negativ fallen Lara Ledwa in den Quellen Transfeindlichkeit, Klassismus, struktureller Rassismus und Abwertung von Bisexualität auf. Zwar ist die Quellenbasis teilweise eher schmal und die Quellenkritik wäre ausbaufähig, aber Transfeindlichkeit, Klassismus und Abwertung von Bisexualität sind dennoch abzulesen.

Wünschenswert wäre allerdings, dies stärker zu kontextualisieren. Immerhin bestanden HAWF bzw. LAZ letztlich aus einer nicht allzu großen Gruppe von Frauen, die den Mut hatten, eine positive lesbische Identität zu bilden – in einem gesellschaftlichen Umfeld, das gegenüber lesbischer Liebe ausdrücklich feindlich gesonnen war, falls das Lesbische nicht vollständig ignoriert wurde. Selbst in der Schwulen- wie auch der Frauenbewegung waren lesbische Frauen mit eigenen Anliegen eher unsichtbar. Die Frauengruppe der HAW bzw. das LAZ konnte auf wenig zurückgreifen; lesbische Geschichte war nicht tradiert, Überlegungen zu lesbischer Politik und Philosophie entstanden erst. Eine positive lesbische Identität sozusagen zu erfinden, muss mit großen Mühen und erheblichen Suchbewegungen verbunden gewesen sein. Es ist nicht überraschend, dass zunächst das Einende gesucht und behauptet wurde und dass Diversität nicht im Fokus war. Ähnlich lässt es sich auch an der Frauenbewegung ablesen. Diese Zusammenhänge fehlen in Lara Ledwas Untersuchung.

Auch findet die lange Geschichte der Ablehnung von weiblicher Bisexualität keine Erwähnung; eine Ablehnung, die auch mit der Frustration von Frauen zu tun hatte, die Verbindungen mit Ehefrauen eingegangen waren, die wiederum oftmals ihre Ehe gar nicht oder nur mit großen Verlusten hinter sich lassen konnten und sich

<sup>1</sup> Ledwa, Lara / Voß, Heinz-Jürgen: Streit um historisches Logo: Wem gehört der lesbische Aktivismus?, auf: [https://www.queer.de/detail.php?article\\_id=35671](https://www.queer.de/detail.php?article_id=35671), letzter Zugriff: 1.10.2020.

<sup>2</sup> Kuhnens, Stephanie: Zündstoffe. Queere Positionen und Kritik, in: Siegestsäule April 2020, S. 14.

letztlich für die Ehe entschieden.

Zudem wird dort nicht deutlich, ob sich einzelne Frauen oder die Gesamtgruppe abgrenzend äußerten bzw. handelten. So ist unklar, ob es einzelne Stimmen im LAZ waren, die sich z. B. konkret gegen die Mitarbeit einer Transfrau aussprachen, oder in welchem Prozess sich die gesamte Gruppe dagegen entschied. Das zitierte Plenumsprotokoll von 1979 hebt Unsicherheit im Umgang mit der Transfrau hervor. Lara Ledwa führt zudem nur zwei abgrenzende Äußerungen an (S. 86). Ilse Kokula, die ebenfalls aus dem LAZ kam, schrieb 1982, einige bisexuelle und Transfrauen seien immer schon in der HAWF und im LAZ gewesen; erst mit einem Bewusstwerdungsprozess über die Unterschiede hätten diese Frauen Verunsicherungen aufgelöst. Dies findet sich in Lara Ledwas Untersuchung jedoch nur in einer Fußnote (S. 87). Insgesamt kann Lara Ledwas Diskussion der Abgrenzungen der HAWF und des LAZ daher durchaus als Anklage missverstanden werden, auch wenn sie dies ausdrücklich nicht sein soll.

Ihr Anliegen ist vielmehr, die Gleichzeitigkeit der Notwendigkeit der Formulierung einer lesbischen Identität und der Gefahr einer Essenzialisierung verständlich zu machen. Die Notwendigkeit, lesbische Identität zu formulieren, wird jedoch nicht recht deutlich. Es bleibt weitgehend unausgesprochen, aus welcher Situation die HAWF so unbedingt ausbrechen wollte und wie undenkbar ein bundesweites Treffen schwuler Frauen zuvor war. Hier fehlt historischer Kontext. Auch geht kaum ein Blick über Berlin hinaus. Letztlich ist aus der Studie schwer nachvollziehbar, wie die Briefe der HAWF bzw. des LAZ die Lesbenbewegung in der Bundesrepublik initiiert haben könnten. Doch ist auch zu bedenken, dass dies fast genügend Stoff für eine Dissertation wäre, während die vorgelegte Studie „nur“ eine Abschlussarbeit ist.

Alles in allem legt Lara Ledwa ein lesenswertes und anregendes Buch vor, das mit großem Engagement geschrieben wurde. Die Autorin hat nicht nur viele Ordner und Schriften durchgearbeitet und gebündelt, sondern auch einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, die Pionierinnen der Lesbenbewegung zu würdigen. Ihrer Hoffnung, dass lesbische und queere Positionen gestärkt und verbunden werden können, schließe ich mich an.

*Kirsten Plötz, Koblenz*